Staat... ...ek
Regensburg

C

III. 241. 1.
Germ. 82
Engel

Gemählde des menschlichen Herzens in Rücksicht auf Moralität und Menschenkunde

von

Engel. [Johann Jacob]

Inspicere tanquam in Speculum in vitas omnium,
Suadeo, et ex aliis sumere exemplum sibi . . .

Erstes Bändchen.

K. KREISBIBLIOTHEK REGENSBURG

Berlin, 1801.
in der Belitzschen Buchhandlung.

Vorrede.

Das Motto dieses Romans ist zwar schon alt und oft gebraucht, doch eine Wahrheit veraltet weder, noch wird sie abgenutzt. Es mag also auch hier stehen, was Terenz sagte, und später der große Menschenkenner zu Itzehöe vor seinen Schriften setzte, denn in der That wüßte ich nichts passenderes wie dies. —

Menschenkenntniß! ein viel gebrauchtes und wenig verstandenes Wort! — Wer kennt den Menschen? diese Zwittergestalt vom Tyger und Lamm, vom edlen Löwen und der blutdürstigen Hyäne; dieses Mittelding zwischen Engel und Teufel; wer kennt ihn?

Was ein großer Weiser von dem Unterschied der Religion behauptete, möchte ich auf den Menschen anwenden. Die Tugend jedes Einzelnen ist einer von den drei Talismannen, aber welches der ächte ist, weiß nur der, der Herz und Nieren prüft; vor dem nichts verborgen bleibt.

So wenig wir daher auch den Menschen kennen; so setzt uns doch die Erfahrung in den Stand, mancher Handlung auf die Quelle nachzuforschen. Einzelne dieser Quellen aufzusuchen, ist die Absicht dieses Werkchen. Möchte es mir gelingen, dadurch nicht nur Zerstreuung, sondern auch Gutes zu bewirken, dann wäre ich mehr als belohnt.

Die erste Erzählung Schwärmerei und Liebe, hatte, außer der Wahrheit die zum Grunde liegt noch den Zweck, die Gefahr der ersten Eindrücke zu zeigen, auf die man leider zu oft nur wenig Rücksicht nimmt. Denn:

So bald der Knab' den Donat liest,
so fragt er: Was ein Mädchen ist?
und dann wird gleich geliebt, geküßt. —
So bald ein Mädchen stricken kann,
so fragt es gleich: Was ist ein Mann?
und hüpft dann bald ins Ehgespann.

— — — —

Wahr, zu wahr! daher die vielen unglücklichen Thoren, welche die Ohren hängen lassen, wenn sie das weiche Pfötchen verbrannt haben, oder gar elende Bösewichter werden, und unglückliche Menschen machen! — Dies über die Liebe, und ihre Quellen. Die zweite Erzählung ist ein Beweiß, wie selten der Leichtsinnige einer wahren Besserung fähig ist, daß er sich selbst mit einer erheuchelten Tugend täuscht. Auch das zweite Bändchen, das schon ganz vollendet zum Druck fertig ist, und die Michaelismesse erscheint; wird noch von ähnlichem Inhalte seyn. Die folgenden Bändchen aber, so es der Himmel und der

Verleger will; werden mehr Scenen aus dem bürgerlichen Leben enthalten, (denn leider gehört die idealische Liebe nicht dahin) wo andere Charaktere geschildert werden, wo Samariter und Priester, Pharisäer und Zöllner erscheinen sollen.

Möchte meine Absicht erreicht, und der gute Wille meines Verlegers belohnt werden! —

Berlin, den 20sten April 1801.

Der Verfasser.

Liebe und Schwärmerei.

Wo die grauen Trümmer des Hannsteins, der Zeit trotzend, sich stolz über die waldigen Häupter der Berge erheben, und der Werre grasreiche Ufer von Felsen gedrängt, von dunkeln Wäldern geschattet sind: da ist ein Thal, geliebt von den glücklichen Bewohnern, gesucht von Nachbaren und Fremden. Keiner läßt es ungesehen, und der Wanderer trennt sich nur schwer von der reizenden Gegend und der lieblichen Kühle. Eduard, Graf von Wallerstein, kam nach Göttingen. „Sahst Du schon das Thal und die Burg? — fragten seine Freunde — Du wirst staunen, Elysium, das reizende Tempe,

den Styx und den schrecklichen Tartarus wirst Du dort finden.“

Eduard horchte auf. Eine schöne Gegend zu durchstreifen, und einen Berg zu erklettern, war immer sein erstes Vergnügen. Schon auf morgen verabredete er diese Lustreise mit seinen Freunden. Die Burg machte ihn staunen, und das Thal übertraf seine Erwartung. Er besuchte es bald und immer öfterer, zuletzt war hier seine einzige Erholung, wenn er nach mühsamen Arbeiten die Universität verließ. Den größten Theil der Ferien verlebte er hier, und jeden Sonntag war er da. Das Thal nährte seine Neigung zum Zeichnen. Er entwarf die Burg, die Gruppen der einzelnen Dörfer, und machte sich so selbst mit den Landleuten bekannt. Bei der Herzlichkeit und dem zuvorkommenden Vertrauen dieser Leute vergaß er alles; er war hier nicht Graf, nur den Maler Eduard kannte man, und er freuete sich heimlich, wenn sein alter Wirth ihm treuherzig die Hand schüttelte, oder andere ihn Eduard nannten.

Immer schwerer wurde ihm jetzt die Trennung vom Thal, und bald war sie ihm schmerzlich.

Die letzteren Ferien erlaubten ihm eine längere Entfernung, und er hatte sich in Holzhausen, dem reizendsten jener Dörfer, ein Stübchen gemiethet. Hier hatte er die Hälfte des Frühlings verlebt, jetzt riefen ihn seine Geschäfte wieder nach Göttingen zurück. Er zögerte mit der Abreise, und verschob sie von Tage zu Tage. Jakob, der ihm von allem Nachricht geben mußte, hatte schon zweimal erinnert, daß das schwarze Brett mit Vorlesungen gefüllt sey, und daß er eilen müsse, wenn nichts versäumt werden solle.

Eduard machte dem Wirth seine Abreise bekannt. Der Alte erschrak fast. „Schon fort?“ fragte er mit gutmüthigem Bedauern, „noch einige Tage sollten Sie doch bleiben, und mit uns die Pfingsten feiern.“ Er bat so herzlich, daß es der Graf versprechen mußte. „Es soll Ihnen nicht gereuen,“ sagte der Alte lächelnd, „es wird

Ihnen gewiß dort unter den Linden gefallen.' Eduard zweifelte nicht. Die Bewohner des Dorfs zeichneten sich aus, es war ein trefflicher Schlag Menschen, der ihm immer gefiel.

Es war Pfingsten, und ein heiterer Morgen verkündigte den schönsten Tag. Eduard wollte die Gegend durchstreifen. „Heute nicht," — sagte der Alte bittend: „heute müssen Sie mit uns beten, wenn Sie mit uns fröhlich seyn wollen. Das halten wir so; empfanget alles mit einfältigen Herzen und mit Dank, sagt unser guter Magister, sonst schmeckt die Freude nicht. Und der Magister hat Recht."

Eduard drückte ihm freundlich die Hand und ging mit. Die kleine Kirche, die einfache Auszierung und die feierliche Stille machten einen tiefen Eindruck auf ihn; selbst die Landleute thaten es. Weder lächerlicher Flitterstaat reizte den Spott, noch reicher geschmackloser Putz den aufmerksamen Neid; alles war still, und jeder kam, um andächtig zu seyn

Eduard staunte. Außer dem Alten kannte er nur Wenige im Dorfe. Die sichtbare Bildung der Leute, ihr Betragen, war ihm ein Räthsel, und das größte sah er noch nicht. Noch einmal öffnete sich die Kirchthür; er sah den Kommenden aufmerksam entgegen, sein Staunen war gespannt, und jetzt wurde es seine Bewunderung. Ein Mädchen, schöner wie er je eins sah, voll reizender Unschuld und himmlischer Andacht, trat herein und verschwand. Eduard starrte nach dem Ort, sein Auge suchte die Verschwundene, aber umsonst. Ein Pfeiler stemmte sich seiner Neugierde entgegen. Sein Blick durchborte diesen, doch er sah weder rechts noch links eine Spur.

„Wer sitzt dort hinter dem Pfeiler?“ fragte er den Alten unruhig. „Nach der Kirche,“ flüsterte dieser leise, und er mußte sich gedulden. So gut, so herzlich die Predigt war, für Eduard ging sie verloren, sein Auge hing nur auf dem Pfeiler. Endlich, seufzte er, als der Gesang wieder anhob und die Kirche geendet war; nun wird sie

doch kommen! Er sah sie und stand in stummes Staunen verloren. Der Alte hatte ihn schon einigemal zum Weggehn erinnert, er hörte nicht. Jetzt schüttelte er seine Hand. Eduard erwachte und stürzte beschämt aus der Kirche. Der Alte konnte kaum folgen. „Wer ist sie?“ fragte Eduard schnell, als sie die Hütte wieder erreicht hatten. Der Alte lächelte.

Eduard hatte tausend Fragen, eine jagte die andere, bis endlich der ruhige Gang der Unterredung kam. Der Alte erzählte:

„Wilhelmine ist die Tochter eines verstorbenen Predigers; so erzählte es uns der Magister, der sie ins Dorf brachte. Es sind jetzt sechszehn Jahre, daß sie hier wohnt, aber seit der Zeit hat sich vieles geändert. Anfänglich trauete man der Mutter doch nicht recht, besonders des Kindes wegen, aber bald zweifelte keiner. Sie ist so gut, so zuvorkommend, daß sie von allen geliebt wird. Und das verdient sie auch. Vorher ging es hier eben so toll zu, wie auf den meisten Dörfern. Die Mädchen wichsten die Haare

und streueten Mehl auf die Köpfe, der Bettelstaat konnte nicht mehr bezahlt werden. Jetzt ist es anders, alles hat sie verändert; so gut, so klug, daß keiner weiß, wie es zuging. Und so ist auch ihre Tochter, das ist ein Mädchen, keine Gräfinn kann so seyn!"

Dies fühlte Eduard. Eine Minute nur sah er sie, heiter, ruhig, wie das Bild der stillen Freude, heilig und schön wie die unschuldige Liebe; nur einen Blick warf er auf sie, aber der eine raubte ihm die Ruhe. Er träumte in unruhigen Sinnen. Werd' ich sie wieder sehen? fragte er sich selbst. Er wagte es nicht, den Gedanken laut werden zu lassen. Doch das Geheimniß stand auf seiner Stirn. „Minchen kömmt auch den Nachmittag zum Tanz," sagte der Alte scherzhaft, seine Unruhe errathend.

„Sie kömmt?" — fragte Eduard rasch — „den Nachmittag?" wiederholte er langsamer; zu lang däuchten ihm bis dahin die Stunden. Er vermochte es nicht, sich seine Gefühle zu erklären, er wagte es nicht. —

Ein freudiges Schießen und froher Jubel verkündigten jetzt den Anfang des Festes. Alles strömte zum Thie *). Eduard eilte mit dem Alten dahin. Sein Blick irrte suchend umher, er sah sie und wankte. Der Schritt, der wichtige Schritt, den er thqt, schwebte ahnend vor ihm. Der Alte zog ihn zum Prediger. Eduard machte eine Verbeugung, und wagte es nicht, die Frauenzimmer anzusehen. Er wollte reden, und wußte nicht, womit er anfangen sollte. Erich that einige Fragen, bis endlich eine erträgliche Unterredung hervor kam. Alle waren verlegen, ohne zu wissen warum. Endlich ergriff Eduard die Gelegenheit, dem Magister einige Artigkeiten über die heutige Predigt zu sagen.

„Von der Sie nicht viel gehört haben," fiel sein alter Wirth hastig ein.

---

*) So heißt, in dieser und andern Gegenden von Niedersachsen, der erhabene, mit Bäumen und einer Mauer eingeschlossene, Ort, wo die Landleute ihre Versammlungen und Tänze zu halten pflegen.

Eduard erröthete, seine Verwirrung stieg aufs höchste. Auch Erich war verlegen. Schon oft hatte er Eduard gesehen, und selbst heute war sein Betragen von ihm nicht unbemerkt geblieben. Jetzt sah er, daß auch Wilhelminens Auge verstohlen und mit sichtlichem Wohlwollen auf den Fremden weilte. Er fürchtete dies und suchte Eduard zu entfernen; da dies nicht glückte, wollte er ihn wenigstens in ein tiefes Gespräch verwickeln. Die Mutter ahnete seine Absicht, und dankte es heimlich dem Freund, doch hielt sie dies nicht für die beste Art, den Fremden zu entfernen. Unzeitiger Widerstand, dachte sie, reizt zum Angriff, wenn kluge Vorsicht zum Rückzug nöthigt; jetzt geht er voll gespannter Erwartung, später wird er uns mit kalter Ruhe verlassen. Sie lenkte das Gespräch auf andere Gegenstände, und zog selbst Wilhelminen in die Unterhaltung. Eduard war begeistert, er sprach mit Feuer, angenehm und belehrend; heimlich suchte er Minchens Blicken zu begegnen, er suchte eine Antwort von ihr. Sie sprach

wenig, doch genug, um ihn zu entflammen. Ihr feiner Anstand, jedes Wort von ihr, bewieß die hohe Bildung ihres Geistes. Die Mutter scheint mehr als eine Predigerswittwe, dachte er in seiner Bewunderung, die Tochter ist mehr als ein Landmädchen! — und dabei ruhete sein Blick seelenvoll auf ihr.

Jetzt wurde auch die Mutter bedenklich. Eduard entfernte sich nicht, und die Unterhaltung wurde immer wärmer. Dies war ihr unangenehm, sie winkte einen jungen Landmann, der Minchen zum Tanz führte. Nun war Eduards Feuer verschwunden. Er starrte dem Tänzer nach. Die Unterredung mit Erich war bald abgebrochen, und er allein. Unzufrieden mit sich selbst stand er da, er wußte nicht, was er gesagt, was er gewollt hatte. Nur den glücklichen Tänzer sah er. Er näherte sich den Reihen, Minchens Mutter begegnete ihm, er bog ihr aus und suchte die Tänzer. Auf einmal stand Wilhelmine vor ihm (der Tanz war geendet). Sie erröthete ahnend, er erschrak. Doch ein glücklicher Gedanke durchfuhr ihn,

er bat das schöne Mädchen um einen Tanz. Er stockte. Sie gerieth in die höchste Verwirrung, und gab ihm die Hand. Eduard trat zitternd unter die Tänzer. Die Musik hob an. Er durchflog erst mit ängstlicher Unruhe, dann mit tobendem Entzücken die Reihen. Sein Blick hing auf ihr, sie begegnete ihm. Beide quälte die seltsamste Unruhe, am meisten war Wilhelmine überrascht. Schon lange sah sie den schönen Mann, wie er die Berge bekletterte und Zeichnungen entwarf. Ihr Blick folgte ihm heimlich, doch floh sie den seinigen. Heute sah er sie zuerst. Seine Verwirrung, und nachher sein Feuer, erregten süße Empfindungen in ihr. Er sprach so warm, so gefühlvoll von allem, und selbst da, wo sie ihn nicht verstand, liebte sie den Enthusiasmus, mit dem er sprach. Es war ihr unangenehm, als sie sich entfernen und mit Conrad tanzen mußte; sie blickte von ihm auf den Fremden, sah ihn in schwermüthige Trauer versunken, und theilte seinen Schmerz. Schon wollte sie nach geendetem Tanze zur

Mutter eilen, um von neuem ein Gespräch anzufangen, als er vor ihr stand. Jetzt wechselten Angst und Freude in ihrer Brust. Sie verlor sich in sich selbst, vergaß sich in ihrem Entzücken, und taumelte wonnetrunken in seinen Armen. Da weckte sie ein Blick auf die Mutter, die mit bitterm innigem Schmerz ihr Betragen beobachtete. Wilhelmine erschrak, bebte und flog zu ihr.

Eduard stand da, beschämt, betäubt, von folternden Gefühlen zerrissen. Er fühlte, daß er unbesonnen war, daß er die Strafe verdient hatte. Selbst in den Blicken der Landleute fand er Beschämung. Er entfernte sich, suchte die Mutter, den Prediger, keiner war da. Conrad, den er zufällig fragte, gab ihm nicht undeutlich zu verstehen, daß sie sich seinetwegen entfernt hätten. Er erschrak. Der junge Mensch schien empfindlich, beantwortete die andern Fragen nur kurz ab, und entfernte sich. Eduard quälte seinen Wirth mit Fragen. Sonderbar, auch der Alte war verstimmt. Er schwieg jetzt von dem Mädchen, von dem er am Mor-

gen so viel erzählte, und sagte kaum die Wohnung. „Das kleine Häuschen unten am Berge?“ fragte Eduard freudig, und eilte den Weg hinab. Schon war er da, ohne zu wissen was er wollte. Zu ihr, flüsterte sein Herz. Was werden sie denken? womit willst du dich entschuldigen? dachte er furchtsam. Wann fehlt es der Leidenschaft an Gründen, an schicklichen Ausflüchten? — Du darfst dich ja nur nach ihrem Befinden erkundigen, die plötzliche Entfernung entschuldigt deine Sorgfalt. So stand er überlegend, und doch konnte er die Füße nicht erheben. Schon wollte er zurück gehen, als ihm ein Seitenweg auffiel, der bei dem Garten weg führte. Er schlich hinter der duftenden Hecke weg, bis er den Garten übersah. Neue Angst bemächtigte sich seiner. In der nahen Laube saß die Mutter an dem kleinen Tisch, den Kopf auf den Arm gestützt, Minchen auf der andern Seite, nachdenkend und schweigend, ihr Auge hing voll Thränen. „Mutter, liebe Mutter,“ sagte sie schluchzend, „warum dieser Blick? er ist so hart.“

„Nicht hart, mein Kind, wehmüthig nur. Ich hatte Hoffnungen, Deine Unbesonnenheit ließ sie scheitern. Soll ich nicht trauren, wenn ich nur Blätter finde, wo ich Früchte erwarten konnte? Bei dem ersten Gespräch giebst Du Dich einem Unbekannten hin, den keiner, wir alle nicht kennen.“

„Ich kenne ihn schon lange,“ fiel Minchen rasch ein, „ich sah ihn oft, und Sie sahen ihn ja auch, liebe Mutter, wie er auf der Wiese die arme Frau aus dem Wasser rettete; nannten Sie dies nicht groß und edel? daran dacht ich, so oft ich ihn sah.“

„Dies entschuldigte Dein Betragen nicht. Es war unbesonnen, sehr unbesonnen von Dir.“

„Unbesonnen?“ — fragte Wilhelmine schmerzlich — „Ihr Blick schreckte mich, Ihre Trauer entriß mich seinen Armen, und . . .“

„Weil Du Dich getroffen fühltest, weil Du es fühltest, daß dein Betragen mich kränken mußte.“

Dies

Dies hörte Eduard, und auch er fühlte sich getroffen, sein Entschluß, seine Freude war verschwunden. Er war zerrissen durch Wilhelminens Schmerz, durch den Kummer der Mutter. Er schlich zurück, unruhig, verwirrt, traurend. Er floh den Schauplatz der Freude, und kam mit einem schweren Herzen voll Sehnsucht und Unruhe nach Göttingen zurück.

Wilhelminens Mutter irrete nicht. Das Mädchen fühlte sich getroffen, so wie Eduard es fühlte, aber beide ohne ihre Schuld zu wissen. Ihr Verbrechen war der Anfang ihrer Liebe, die beide fürchteten, beide hofften. Die Mutter entdeckte den gefährlichen Funken, sie erschrak, und ihre Furchtsamkeit bahnte den ersten Weg. Freilich handelte sie nach Grundsätzen, nach Ueberzeugung durch Erfahrung geleitet; aber Mutterangst ließ sie Vorsicht und kältere Ueberlegung vergessen. Sie sah die zärtlichen Tänzer, Eduards flammende Blicke, und Wilhelminens verwirrtes Erröthen. Sie zitterte, und als das Mädchen in ihren Ar-

men lag, war schon der Funke zur Flamme geworden. Jetzt wollte sie einlenken, sie machte Wilhelminen Vorwürfe, und wußte nicht warum sie das Mädchen anklagte. Wilhelmine fühlte sich unruhig, aber dies war nicht Schuld, es war die verlegene Liebe. Vorstellungen, Grundsätze der klügern Erfahrung sollten den Fehler verbessern. Sie tadelte Wilhelminens Unbesonnenheit dadurch, daß sie Eduard anklagte. Das Mädchen vertheidigte ihn: „er ist gut, er ist gewiß gut;" sagte sie feurig.

„Weißt Du dies so gewiß, kennst Du ihn? sind wenige Stunden zu dieser Ueberzeugung hinreichend? Wir sollten nie sagen, es ist; — es scheint so, es ist wahrscheinlich vielleicht, — dies nur können wir mit Gewißheit sagen. Du willst einen Mann nach wenigen Stunden kennen, der vielleicht sich selbst noch nicht kennt. Traue nie zu viel, dann wirst Du nie betrogen. Prüfe erst, und dann erwarte den Lohn Deiner Wahl." Dies sagte sie, ohne die eigentliche Vorstellung warum sie es sagte.

Sie fühlte dies nur, und ihr eigener tiefer Schmerz hieß sie schweigen. Sie drückte Wilhelminen an ihre Brust: „Laß uns nie vergessen, daß wir hier glücklich sind“ — sagte sie langsam nach einer Pause — „wo willst Du finden, was wir hier haben? Freunde, Glück, Ruhe. Wolltest Du dies an einen Unbekannten verschwenden? Nein, traue ihm nicht, er ist nicht ganz so gut, wie Du glaubst. Was sucht er hier in den stillen Freuden der Landleute? Warum genießt er nicht da, wo ihm seine Freunde, seine Pflichten rufen?“

„Er fand sie hier auch“ — fiel Erich ein, der indeß gekommen war — „Er liebt unser Thal, er suchte unsere Freuden zu theilen; ist dies Unrecht? Vorsicht soll uns nicht ungerecht machen. Unsere Freuden sind ein gemeinschaftliches Gut, so wie es unsere Leiden sind. Keinen dürfen wir ausschließen, den wir nicht geprüft als schlecht fanden. Und hat er denn jetzt andere Pflichten? Gewiß, wir waren ungerecht gegen ihn, ich dachte erst jetzt darüber nach; Min-

chen wird vernünftig seyn, ohne daß wir ungerecht werden."

Die Mutter fühlte das Gewicht der Worte ihres Freundes, nur ihr Herz widersprach leise. —

Henriette (so hieß Wilhelminens Mutter) fand in eigener trauriger Erfahrung diese Furcht bestätigt, und widerlegt. Wie sie in dies Dorf zog, begegneten auch ihr die Landleute mit kaltem Mißtrauen, jetzt war es anders, durch sie anders. Fremd, unbekannt kam sie hierher, verfolgt von neugierigen Blicken. Sie suchte die Freundschaft der Argwöhnischen, und machte sich allen gefällig; sie befriedigte jeden Wunsch, nur die Neugierde nicht. „Dringet nicht in mich," sagte sie schmerzlich, „täuschen kann ich Euch nicht, und doch auch mich nicht entdecken." Sie sah auf das Kind an ihrer Brust, und die kleine Bittende vermochte mehr als die Mutter. „Seyn Sie ruhig, gute Frau," sagten die Alten gerührt; „wir wollen Ihr Unglück nicht wissen, nur lindern

wollen wir es; hier sollen Sie ihren Kummer vergessen.“

Dies that Henriette zwar nicht; doch wurde sie an ihren Schmerz gewöhnt, und in ihrer Wilhelmine blühete ihr ein Glück entgegen, daß ihr vollen Ersatz für alle Leiden versprach. Die biedern Landleute ließen es dem Kinde nicht einmal wissen, daß sie hier fremd war. Die Mutter suchte sich ihnen gefällig zu machen. War eine Hochzeit, so schmückte sie die Braut, der niedlichste Kranz war ihr Geschenk, und ein geschmackvoller Anzug das Werk ihrer Hände. Töchter und Mütter zogen sie bald bei ihrem Putze zu Rathe, Söhne und Töchter freueten sich der Wahl. Alles gewann ein anderes Ansehn. Dem Mädchen, das manche Mode aus der Stadt nachahmen wollte: wußte sie durch tausend Gründe zu beweisen, daß ein einfacher Schmuck schicklicher sey, und mehr verschönere, als der lächerliche Zierrath.

So hatte sie bald Aller Herzen gewonnen, und jeder suchte ihr Freude zu ver-

schaffen. Sie war nicht reich, aber die zuvorkommende Güte der Landleute, ihre vorsichtige Sparsamkeit, verschafften ihr ein Auskommen. Ganz an diese einfache Lebensart gewöhnt, fand sie Zufriedenheit in ihrer Hütte, in dem Garten, den sie bearbeitete. Sah man sie hier, dann schien sie die Frau eines Landmanns, hörte man sie, so regten sich Zweifel, und nur großes Unglück schien sie hierher verdrängt zu haben. Sie war gefällig gegen alle, nur gegen Männer, besonders gegen Fremde, zurückhaltend und sichtlich kalt.

So erzog sie auch die Tochter, und ihr erster Wunsch wurde erfüllt, Wilhelmine war ein vollkommnes Mädchen. Sanft und gefühlvoll, voll hohen Geist und Empfindung, schön wie die Lieblingstochter der Natur, und gut wie ihre Mutter. Sie war wohlthätig, theilte fremden Schmerz, wie fremdes Glück, mit einer Innigkeit, die alles für sie einnahm. Das Unglück des Armen empfand sie oft mehr als er selbst, sie stand da in schmerzliches Mitleid versunken, wo

jener nur klagte. So fühlte sie tief und innig. Die Freude gewährte ihr einen höhern Genuß; aber auch der kleinste Kummer konnte sie tief erschüttern.

Diese reizbare Saite in Minchens Character erfüllte die Mutter mit Unruhe. Sie suchte sie zu dämpfen, und las mit ihr ernsthafte Werke, die kaltes Nachdenken fordern, bald wieder schwärmerische Schriften, welche die Erwartung spannen, und die Phantasie entglühen. Hob sich Minchens Busen höher, blickte ihr Auge voll Begeisterung umher, wurde ihr Athem gepreßter, so brach sie plötzlich ab, und führte das seufzende Mädchen zu einem alltäglichen Geschäfte. „Warum dies jetzt?" fragte Minchen mit Augen voll Thränen. Die Mutter lächelte: „Minchen, Du spannst die Saiten zu hoch, und dann springen sie leicht, oder geben doch rauhe, widrige Töne. Dies ist gefährliche Schwärmerei. Freilich nennt man sie einen schönen Naturfehler, aber sie ist doch ein Fehler, und besser ists, wenn sie bei uns noch zur Tugend wird, wenn sie uns einen

höhern Genuß gewährt, aber nie unsere Empfindungen beherrscht. Beglückend ist sie dann, aber gefährlich im Gegentheil: lieber keine Empfindung, als diese überspannte voll Bitterkeiten.“ Sie schwieg, und der tiefe Schmerz in ihrem Gesicht redete für die Wahrheit ihrer Behauptung. Minchen verstand sie nicht. „Ich will mich so gewöhnen“ — sagte sie langsam — „Sie haben Recht, ich fühle dies, ob ichs gleich nicht verstehe.“

So sprachen sie oft, und nie verstand es Wilhelmine. Jetzt erst fühlte sie den tiefen Sinn jener mütterlichen Warnung, sie empfand, wie unglücklich Schwärmerei machen könne. Eduards Bild trat oft vor ihre Seele, wie er erschrocken, in tiefem Schmerz da stand, als sie entfloh, aber noch öfterer, wie er wonnetrunken mit ihr die Reihen hinab flog. Edel war er, dies fühlte sie, selbst die Mutter konnte nicht widersprechen. Entschuldigung genug, um oft an ihn zu denken. Er nahm nicht mehr Theil an den Freuden des Tages, und doch erzählten alle,

wie dringend sie ihn baten; selbst traurend hatte er nur die Freuden Anderer zu erhöhen gesucht, jede Einladung zum Tanz hatte er hartnäckig ausgeschlagen, und war traurig weggegangen. Die Mutter rechnete ihm dies hoch an, höher noch Minchen, ob sie sich gleich die Ursache nicht gestand. Sie war traurig, und wußte nicht warum, sie träumte, ihr fehlte immer etwas, und doch gestand sie sichs nicht. Die Mutter sah die Veränderung, auch andere bemerkten sie. Minchen antwortete oft nicht, oder stockend und verkehrt wenn sie gefragt wurde. Die Mutter erschrak: Nur nicht unglücklich, großer Gott! — seufzte sie mit bittern Thränen; — nur mein Kind nicht unglücklich! gern will ich alles Leiden ertragen. Sie suchte sich zu fassen, und ihren Kummer vor Minchen zu verbergen. Sie wollte das traurende Mädchen zerstreuen, und las mit ihr launige Schriften voll Scherz und lachenden Witz, die ihr Erich verschafte. Sie verdoppelte die Arbeiten, und erfand neue. Umsonst, Wilhelmine blieb wie sie war,

traurig und in sich verschlossen. Die Mutter hoffte noch. „Liebe ohne Hoffnung vergeht im Entstehen," las sie, und sie tröstete sich: Minchen wird bald wieder heiter werden. Sie harrte vergebens, das Mädchen blieb traurig. Der Grundsatz ist nicht ganz richtig, dachte sie, ich kann nicht darauf rechnen.

„Das dürfen Sie nicht" — sagte Erich, dem sie ihren Kummer klagte — „Der Grundsatz ist nicht erwiesen, oder wenigstens nur unbestimmt geäußert. Tausend Beispiele reden dagegen, und die Erfahrung zeigt, daß Liebe ohne Hoffnung nur zu oft ein neuer Reiz wurde, der die Empfindungen höher spannte, und die keimende Liebe in gränzenlose Schwärmerei umwandelte. Wenn auch zuweilen eine solche Liebe im Entstehen vergeht, so ist doch dies nur dem Schein nach, das schwache Herz täuscht sich oft selbst . . ."

„O Gott, welche Saite berühren Sie," unterbrach ihn Henriette, „es ist wahr, ach es ist zu wahr!" —

Erich verstand sie nicht, er erschütterte ihre Empfindungen noch me · „Diese Liebe, die wir ohne Hoffnung wähnen, liegt tief im Herzen vergraben, niedergedrückt von der Last, die das Schicksal auf sie wälzte; sie bekömmt einen Stoß, es zeigt sich ein Ausweg, und der verborgene Funke bricht auflodernd in helle Flammen auf. War diese Liebe ohne Hoffnung vergangen? Sie war es nicht; und so ist es fast immer. Nur Liebe ohne Nahrung kann vergehen, diese müssen wir Minchen entziehen. Es wird schwer seyn bei ihrem Hang zur Schwärmerei. Wilhelminens Träume sind gefährlicher, als ein öfteres Wiedersehen des Geliebten. Wir fehlten sehr an jenem Tage."

In der That war es so. Minchen tanzte mit Eduard, sie fühlte eine verwirrte Freude, ihrer Mutter Schmerz riß sie aus den Reihen, und ein ungewisser Wunsch blieb ihr übrig. Die Mutter klagte den Fremden unverdient an, sie vertheidigte ihn, und er wurde ihr werth, wie ein Unglücklicher, den sie rettete. Die Mutter fühlte ihr Unrecht,

und ihr Gefühl war gerechtfertigt. Jetzt kannte sie selbst ihre Empfindungen nicht.

„Wilhelmine," sagte die Mutter zärtlich, „Du bist so ganz verändert, Du trauerst, Dein suchender Blick, Dein Kummer macht mich unruhig, mit jeder Stunde wächst meine Angst. Oder quäle ich mich umsonst, habe ich noch Dein volles Vertrauen? Ja ich habe es, so kann Wilhelmine ihre Mutter nicht kränken."

Wilhelmine stürzte laut schluchzend in ihre Arme. „Ja es ist wahr, ich bin nicht so ruhig wie sonst, ich möchte es seyn und kann nicht, es ist nicht meine Schuld."

Henriette schloß sie an ihre Brust. „Unglückliches Mädchen, ist Dir Dein Glück, die Ruhe Deiner Mutter nicht lieber, daß Du sie diesen Träumen aufopferst? Ists nicht Dein Werk, wenn Du unglücklich bist, und ich elend werde? . . ."

„Mutter," schluchzte Wilhelmine, „ich wollte ihn vergessen, aber immer steht sein Bild vor mir, ich weiß nicht . . ."

„Weil Du mit jeder Minute Dir jenen unglücklichen Tag zurückrufst,“ unterbrach sie die Mutter, „Du handelst doppelt unrecht; da Du den Unbekannten nicht einmal kennst.“

„O ich kenne ihn,“ fiel Wilhelmine schnell ein, „hier kennen ihn fast Alle. Sie sollten hören, wie gut er ist, wie er Allen hilft; man nennt ihn nur den guten Eduard.“ —

„Du weißt mehr als ich,“ sagte Henriette etwas beruhigt, „aber doch nur sehr wenig. Kennst Du sein Herz, seinen Character, seine Launen? Dies alles mußt Du genau prüfen, und kennen ehe Du wählst. Wie können Deine Gedanken einen Mann folgen, von dem Du kaum mehr als den Nahmen weißt?“

„O er ist gut, er ist edel, liebe Mutter; sein freies offnes Gesicht, sein ruhiger froher Blick, seine Theilnahme an Andern, sein Betragen jenen Abend, Sie selbst nannten es ja edel.“

„Das that ich. Aber entscheidet eine einzelne gute Handlung, die ohnedies noch einen zweideutigen Schein hat, spricht eine einzelne Aufwallung des Herzens für den ganzen Charakter? Und wie thörigt bist Du; er kann, er darf vielleicht gar nicht einmal an Dich denken. Er ist vielleicht Geliebter oder Gatte. O vergiß ihn, vergiß jenen Tag, um meiner Ruhe willen. Tilge auch die kleinste Spur aus Deinem Herzen."

Wilhelmine versprach dies fest, und doch dachte sie nur an ihn. Henriette machte sich leise Vorwürfe, daß sie Wilhelminens Herz so weich, so empfänglich und jedem Eindruck offen gebildet hatte. Freilich hoffte sie ihre Wahl zu leiten. Conrad, der junge Pächter, zog Minchen schon lange allen Mädchen vor, und sie war ihm gut: der edle Landmann wird sie beglücken, hoffte die Mutter immer. Jetzt schwand diese Hoffnung, ihr angstvolles gepreßtes Herz machte ihr Vorwürfe. Warum diese feine Bildung, das zarte Gefühl, ihre Lectüre? — klagte sie sich an, doch nur auf Augenblicke. Sie

pflanzte, nährte sie ja nicht, diese keimende Schwärmerei; sie schoß aus sich selbst auf, und ihre Pflicht war es, sie zu bilden. Konnte sie ruhig sehen, daß Wilhelmine das stille Landleben den glänzenden Freuden der verfeinerten Stadt vorzog, ohne diese zu kennen? Mußte sie nicht fürchten, des Mädchens Unwissenheit könne einst eine gefährliche Aufklärung bekommen? Konnten neue falsche Reize sie nicht blenden? sie zur Unglücklichen oder Verbrecherin machen? Dies beruhigte sie, und der flüchtige Eindruck, konnte sie hoffen, würde schnell von der Zeit verwischt werden, ohne Nahrung müsse der Funke verlöschen. Zerstreuung, Geschäfte, neue Vergnügen, sollten dies wirken. Sie besuchte mit ihr die benachbarten Prediger, auch im Dorfe mußte Minchen mehr Theil an den Freuden ihrer Freunde nehmen.

Einige Monate verflossen, Minchen schien ruhiger. Sie war heiter, oft sogar kehrten Frohsinn und scherzende Launen bei ihr ein. Nur selten noch schlich sie verstohlen im Garten, und warf sich seufzend auf den Rasen

Staatl. Bibliothek Regensburg

hinter der Laube. Doch Minuten nur quälte der düstre Traum. Sie riß sich los und erschien heiter wie zuvor. Ein Spaziergang ins Thal brachte ganz die vorige Ruhe zurück. Entzückt staunte sie die grauen Trümmer an, die fernher empor ragten. „Es muß schön da oben seyn,“ sagte sie mit funkelnden Augen; „den Himmel so nahe, muß man reiner empfinden, und der Ueberblick der Gegend: Mutter, wann werden wir die Berge besuchen?“

Henriette wunderte sich, daß dies noch nicht geschehen sey, und schon für die nächsten Tage wurde diese kleine Reise bestimmt.

Ists blinder Zufall, der am seidenen Faden große Thaten herbei zieht, blutige Schlachten ordnet, und zahllose Tausende würget; ist dies ein Ohngefähr? Wurden Millionen geschaffen, um Millionen zu nähren, und diese um wie jene zu vergehen? Ist alles nur Entstehen und Vernichtung? —

die

die große mächtige Schöpfung nichts als dies? — bin ich nur Thier, das lebt um zu sterben; genieß ich nur Freuden, um den Schmerz tiefer zu fühlen? —

Armer, unglücklicher — nein, schrecklicher Mensch, der du dies glaubst, fliehe; du bist der Gesellschaft gefährlicher, als blutgierige Räuber. Nein, ich bin mehr als ein Werk des Zufalls, als eine Maschine; ich bin mehr, mein Herz, meine Brust sagt es mir, der Unglückliche ruft es mir zu, ich bin mehr. Ich bin Mensch, für seligere Freuden geschaffen, für eine Ewigkeit geboren! . .

So ängstigte sich Eduard durch quälende Fragen, und erhob sich zur stillen Ruhe des Weisen. Es ist kein Zufall, sagte er voll seliger Ueberzeugung, wir leben nach höhern Zwecken! Seine Phantasie spann den Gedanken fort. Ja dein Glück! rief er begeistert, o Dank, es war kein blinder Zufall, der bitteren Schmerz im Gefolge nach sich zog. Es war dein Glück. — „Jakob,“ rief er freudig, „Jakob!“

Der Alte sprang rasch ins Zimmer. „Gottlob!“ — sagte er voll Freude — „endlich wieder ein froher Ruf. Und, o was seh ich, ein heiteres Gesicht. Ach, lieber Herr, halten Sie es fest, daß sich nicht wieder die Falten des Grams darauf lagern. Schon seit zwei Monaten das lange traurige Schweigen, und heute wieder ein heiteres frohes Gesicht. Der Tag muß gefeiert werden! Jakob, riefen Sie so freudig; was sollte denn Jakob, lieber Herr?

Die Freude des Alten schmälerte Eduards Entzücken etwas. Jakob nahm immer so innig Theil an seinem Schicksal, sein Gram hatte ihn bekümmert, und doch hatte er ihm alles verschwiegen. Jetzt war er verlegen, und antwortete bedenklich: „Ich möchte wohl einige Tage verreisen.“

„Thun Sie das,“ sagte Jakob herzlich, „zwar darf ich nicht mit, aber wenn es Ihnen Freude macht, so reisen Sie heute noch: aber kommen Sie auch bald, und zufriedner wieder, als das letztemal, sonst bleiben Sie ja hier, lieber Herr.“

Eduard verlor sich wieder in das finstere Schweigen. Zufriedener? — Solltest du wohl zufrieden wieder kommen? — Diese Frage kettete sich an den letzten Tag seiner Ruhe und das Gespräch von Wilhelminens Mutter. Ich störte die Freuden des Tages, dachte er mit einem Vorwurf, soll ich auch die Ruhe der Familie untergraben? — Der Gedanke fiel schwer auf ihn. Ihre Ruhe? störtest du schon ihre Ruhe? — Er wünschte es fast. Doch nun war er unentschlossen, er wußte nicht mehr ob er reisen sollte. „Ob ich wohl gehe?“ fragte er Jakob, der erwartungsvoll vor ihm stand.

„Gehen Sie, wenn Sie dadurch zufriedener werden; bleiben Sie hier, wenn es Ihre Ruhe stört;“ erwiederte der Alte traurig.

„Ich könnte glücklich werden, wenn ich reise,“ sagte Eduard.

„So eilen Sie, gleich auf der Stelle. Recht glücklich müssen Sie werden. — Doch Sie sind so bedenklich? —

„Ich kann auch unglücklicher werden, guter Jakob; ich könnte Andere unglücklich machen.“ —

„O so bleiben Sie, lieber, bester junger Herr, bleiben Sie hier. Diese Furcht kömmt gewiß aus dem Herzen, und das ist der richtigste Wegweiser. Der Kopf taugt oft nicht, nein, hier (auf die Brust deutend), hier muß die Entscheidung stehen. Steht sie da nicht, und bleibt das Herz nicht zufrieden dabei, so ists eine Lockung des Teufels, und dann beten Sie: führe uns nicht in Versuchung.“

Jakobs nachdrückliche Rede machte Eindruck auf den Graf. Er war lange schon fest entschlossen, jeden Gedanken an das schöne Mädchen zu verbannen. Er wollte nicht einmal dem Onkel, noch weniger ihr seine Empfindung wissen lassen. Er hatte keine Hoffnung zu ihrem Besitz, auch die kleinste nicht. Der gute, aber reiche und stolze, sogar oft mürrische Oheim, würde nie einwilligen in die Verbindung mit einem Landmädchen, ohne Stand, ohne Vermö-

gen; dies wußte er, und gegen seinen Willen konnte er nicht glücklich seyn, er konnte den, dem er alles verdankte, und der so unglücklich war, nicht so tief kränken. „Du bist meine letzte Freude,“ hatte der Onkel oft voll bitterer Verzweiflung gesagt; „ich kenne kein Glück mehr als Dich.“ — Und dies war so; er liebte keinen als nur ihn, er hatte alles verloren. Du darfst sie nicht wieder sehen, war dann immer Eduards fester Entschluß nach solchen Betrachtungen, und er raubte sich selbst jede, auch die letzte mögliche Hoffnung: und doch schwand seine Liebe nicht. Sie fand Nahrung in seinem Herzen, in dem ewigen Gedanken an die Geliebte. Er sah sie, er sah, wie sie mit der Mutter in der Laube saß, wie sie so warm seine Parthie ergriff, und ihn so reizend entschuldigte. Er sah ihre Trauer beim harten Ausdruck der Mutter, und die sanfte Thräne, die ihrem Auge entquoll, sie zerschnitt sein Herz. Sehen möchte ich sie nur, nur noch ein einzigesmal sehen! rief er in einer solchen heissen Minute. Doch das kältere

Blut verwarf jedesmal den schon gefaßten Entschluß. Er blieb seinem Vorsatz getreu, er sah Minchen nicht. Doch auf welchen Umwegen umschleicht die Liebe den Verstand und die kluge Vorsicht, wie täuscht sie nicht die strengste Wachsamkeit? — Eduard dachte ruhiger an Wilhelminen, und ihre Lage stellte sich ihm deutlicher vor Augen. Sie war nicht reich, dies sah er gleich, seine Liebe malte ihm jetzt bittere Armuth vor. Könntest du nur ihr helfen, unerkannt helfen! — Unerkannt? welch ein reizender Gedanke, wie würdig der wahren Liebe. Unbekannt will ich ihr helfen! jauchzte er triumphirend, ja, du wirst ruhiger seyn, setzte sein Herz hinzu, wenn du nur sie glücklicher weißt. Jetzt war sein Entschluß gefaßt. Nach dem entfernteren Hannstein wollte er gehen, von dort aus nach ihrer Lage forschen, und ihre Dürftigkeit in Wohlstand verwandeln. Er dachte nicht, daß sein Herz den größten Antheil an diesem Entschluß hatte. Er ging, und dachte nicht, daß er sich unwillkührlich dem Dorfe näherte, wo die Geliebte wohnte.

Schon sah er das kleine Haus in lächelnder Ferne, schon wollte er in den Weidengang einbeugen, als er sich besann, und wie aus einem Traume erwachte. Nein, dahin nicht, sagte er langsam zu sich selbst, dahin nicht. Er eilte zurück in den Wald, gejagt, gefoltert, floh er wie ein unsteter Verbrecher. Es war Mittag, als er den Hannstein erreichte. Lange war er nicht hier gewesen, man wunderte sich, als man ihn sah. Eduard schützte überhäufte Geschäfte als die Ursache seiner Abwesenheit vor, sprach viel von den naheliegenden Dörfern, und dann auch von dem kleinen Holzhausen.

„Dort waren Sie lange,“ sagte der Kastellan der Burg lächelnd, „ich sah Sie oft dort.“ „Kennen Sie das Dorf?“ — fragte Eduard forschend, — „kennen Sie die Predigerwittwe, die dort wohnt? Der Kastellan lächelte wieder: „Vielleicht kennen Sie diese besser als ich.“ Eduard fühlte, daß er nicht das klügste gefragt hatte. Er ging unzufrieden auf dem Burghof umher. Die Felsen hatten keine Reize mehr für ihn,

selbst die Burg nicht. Er ging den langen Gang bis zur Windeltreppe, die auf den höchsten Thurm führt. Er stieg hinauf. Da lag unter ihm das schöne Thal mit allen seinen Reizen, die Berge, die Felsen, die Werre in ihren Krümmungen. Da lag Holzhausen, von grünen Wiesen umlagert, am hellen Spiegel des majestätischen Flusses. Sein Herz wurde voll von dem Anblick. Erinnerungen voll süßen Schmerz preßten ihm die Brust. Er stieg wieder hinab, und warf sich mit einem lauten Seufzer auf einen Stein neben der Mauer nieder. Das Licht von oben erhellte nur sparsam das Gemach, und ein feierliches Dunkel machte den Aufenthalt schauerlich. Eduard fühlte dies, sein Herz wurde gepreßter, seine Brust klopfte hoch. So saß er ahnend in die Finsterniß blickend. Jetzt theilte sich das Dunkel, ein lichtvollerer Gegenstand schwebte daher; erhoben durch die Nacht, schien es ein Engel des Lichts. Eduard erschrak. Er trat zitternd der Gestalt näher. „Eduard, o Gott Eduard!“ rief eine Stimme, und

das erschreckte Mädchen fiel leblos in des Jünglings Arme. Der Thurm bewegte sich, Eduard sank hin in die dunkle sinnlose Betäubung, er erhob sich wieder, und immer noch hielt er das Mädchen in den Armen. Sie war es, die Geliebte, die sein schwindelndes Auge sah, das reizende himmlische Mädchen lag entseelt an seiner Brust. Nichts glich Eduards Empfindungen. Schrecken, Angst, Staunen, Freude jagten sich wechselseitig. Er wußte nicht was er thun sollte. Das Mädchen erholte sich, ein Blick auf den Jüngling weckte die Erstarrte ins Leben zurück. „O Gott!“ rief sie außer sich, entsprang seinen Armen, und stürzte die Stufen hinab.

„Was war das? — Ein Traum? o ein schrecklich schöner Traum! wäre ich nur nie wieder erwacht!“ — rief Eduard, und schlang die Arme um die kalte Mauer. Lange stand er so. „Nein, es war mehr als Traum!“ rief er die Treppe hinab stürzend. Auf dem Burghofe, am Berge, im Walde, nirgend war sie. Er forschte ver-

gebens. Nach fruchtlosem Suchen kehrte er zurück. Er fragte jeden, der ihm begegnete. Keiner hatte das Mädchen gesehen. Und doch war sie es gewesen. Noch sah er das blasse Gesicht, noch fühlte er den fliegenden Busen seiner unruhigen Brust entgegen klopfen. War sie es? — so quälte er sich lange.

Es war Wilhelmine, deren Erscheinung Eduard geschreckt hatte. Heute war es, wo sie mit der Mutter den Hannstein besuchte, und die so lange bewunderten Trümmer in der Nähe anstaunte. Henriette war ermüdet vom langen Wege, und konnte die Felsen nicht mehr erklimmen. Sie bat Wilhelminen im Thal zu bleiben.

„Schade“ — sagte ihr Führer, ein guter Bauer aus Bornhagen, den sie besucht hatten, — „recht Schade, da oben ists so schön, von dem hohen Thurm da kann man bei heiterem Wetter Erfurth sehen.“ Wilhelmine maß den Thurm mit sehnenden Blicken. „Bis Erfurth?“ fragte sie noch einmal, „o ein herrlicher Ueberblick, über

so viel Dörfer und Städte, über die Glücklichen alle, die dort wohnen; und die Armen, die Unglücklichen, die verborgen leiden. Es ist ein so großer Gedanke, eine solche Gegend, ein erhabener Gedanke! —

Die Mutter hörte sie gerührt. „Wenn Du willst, so ersteig' allein den Thurm," sagte sie nach einigem Besinnen; „ich bleibe hier. Doch sey ja vorsichtig, und wenn's zu gefährlich ist, so kehre lieber zurück." Ihr Begleiter versicherte, es habe nichts zu bedeuten, und ging mit Minchen den Fußsteig, der sich den Berg hinauf schlängelte. Der Alte kannte die Burg genau, und führte sie von der Seite gleich über den Burghof bis zum Thurm. Bald waren sie oben bei dem letzten festern Gemache, das noch zum Gefängniß dient. Ihr Führer erzählte dies, und nannte jeden Gefangenen, der seit Jahren da saß. Minchen wäre gern schon oben gewesen, und hätte ihr Auge an den Reizen der Gegend geweidet; nur der ausführliche Erzähler hatte seine Chronik noch nicht vollendet. Endlich brach ihr die

Geduld, sie eilte voran, und — sank in Eduards Arme. Betäubt stürzte sie wieder herab, und kam zitternd zu ihrem Führer zurück. Er hatte ihre Abwesenheit nicht bemerkt, und erzählte noch immer. Er wunderte sich, als Wilhelmine den Thurm nicht weiter besteigen wollte, und ging murmelnd mit ihr zurück. Im Thal trafen sie die Mutter, und nun gingen sie zur Wohnung ihres Wirths. Man hatte sie nicht gesehen, daher war Eduards Forschen vergebens.

Der Graf wagte nicht, nach Holzhausen zu gehen; er reiste nach Göttingen zurück, ärmer, unglücklicher, als er vorher war. Immer hörte er Minchens Ausruf, und jede Erinnerung versetzte seinem Herzen eine blutige Wunde. Er klagte das grausame Schicksal an, das ihm dies neue Leiden bereitete, und doch dankte ihm sein schwaches Herz bald wieder den Zufall. Wußte er doch jetzt, er sey ihr nicht gleichgültig. Der Ausruf, der schmerzvolle gepreßte Ton, ihre Angst, ihr frohes Erschrecken, sagten

ihm mehr, als sein Herz zu tragen vermochte. Bange Hoffnungen, frohe Bilder umschaukelten ihn. Er wurde glücklich, um nur unglücklicher zu werden. Seine Freude wurde sein Schmerz. Du hast ihren Frieden gestört! quälte er sich selbst, und das bleiche Gesicht der klagenden Mutter stand vorwurfsvoll vor ihm, das blasse Mädchen klagte ihn an. Gott, was soll ich! rief er verzweiflend, was soll ich! — Helfen? Ich bin ja selbst unglücklich! ohne Hoffnung unglücklicher wie sie. Der Gedanke wurde ein spitziger Dolch für sein Herz. Sie hofft, die Arme, du wecktest diese Hoffnung, du hast ihren Frieden gestört. So klagte er sich an und jede Freude floh ihn. Jakob trauerte um den guten Herrn, und suchte ihn zu erheitern. Er vermochte es nicht. Immer quälte ihn der Vorwurf: du hast ihren Frieden gestört!

Dies hatte Eduard. Wilhelmine schlich umher, traurend, träumender als je. Vergebens suchte die Mutter sie zu zerstreuen, sie wurde unruhig, ängstlich, und

endlich unwillig. — Wilhelmine hatte, um ihren Kummer zu schonen, den letzten Vorfall verschwiegen. — Dieser Rückfall war ihr daher unerklärlich, unverzeihlich sogar. Ihre Vorstellungen waren ernster, bitter oft. Erich redete Wilhelminen noch immer das Wort; er suchte sie zu zerstreuen, auch seine Versuche mißlangen. Die Mutter klagte wieder. Wilhelmine antwortete mit Thränen: „Ich bin ja glücklich, liebe Mutter.“

„Ach ich möchte weinen über dein Glück; mein Herz ist so schwer, so voll banger Ahndungen, es möchte brechen unter der Last.“

Wilhelmine trocknete sich die Augen, und suchte ihr Gesicht zur Freude zu zwingen.

„Dahin wäre es mit mir gekommen!“ rief die Mutter erschrocken, „dahin, daß mein Kind, meine Wilhelmine mich hintergehen, mir den Zustand ihres Herzens verheimlichen wollte? — Nein, Wilhelmine, traure, weine, nur verstelle Dich nicht. Mach' mich lieber unglücklich, als elend!“

Wilhelmine war zerschmettert durch den Schmerz, durch die jammernde Stimme der Mutter. „Nein!“ rief sie hingerissen von ihrem Kummer, von der Empfindung ihrer Liebe — „nein, Sie sollen nicht unglücklich seyn, ich will ihn vergessen!“ — Sie erzählte schluchzend die Scene im Thurm.

„Und dies konntest Du mir so lange verschweigen?“ fragte Henriette nachdrücklich, voll gedrängter Empfindung; „doch“ — setzte sie sanfter hinzu — „kein Vorwurf, nur die Bitte Deiner Mutter soll Dich flehen, vorsichtiger zu seyn, und gegen den gefährlichen Eindruck, gegen Deine Träume zu kämpfen. Es ist schwer, liebe Mine, aber nicht unmöglich, wenn Dein Wille ernstlich; wenn Deine Pflicht Dir heilig ist; wenn Du Deine Mutter liebst.“

„Mehr als mein Leben!“ rief das Mädchen enthusiastisch, und sank der Mutter in die Arme.

So endigte sich diese, so endigte sich noch manche Unterredung, und doch wich die traurende Schwermuth nicht von Wilhelmi-

nen. Oft entschlüpfte ihren Lippen ein: Warum?" und ein Seufzer hob ihre Brust. Sollte die Mutter nicht zu strenge, nicht zu mißtrauisch seyn? — Sie dachte an die einzelnen Romane, die sie gelesen hatte, und diese widersprachen der Mutter. — Sie versank wieder in ihre Träume, aus denen sie dann die Fragen der Mutter weckten. Doch jetzt war sie voll von den angenehmen Bildern, mit denen sich ihre Phantasie erschöpft hatte. Sie ward ruhiger, und wagte sogar einzelne Einwürfe. Die Mutter schien ja selbst eine dauerhafte Liebe zu ehren, nur ihren Träumen wollte sie diesen ehrwürdigen Namen nicht geben. Eine geprüfte, auf Achtung gegründete Leidenschaft, nannte sie Liebe. Aber, dachte Wilhelmine, werde ich ihn mehr lieben können? wenn auch Jahre uns vertrauter machen? Wird er edler seyn, als ihn die eine Handlung schon machte? o so müßte ich ihn ja noch mehr lieben! rief sie mit freudeklopfendem Herzen, und heute widersprach ihre Liebe der Mutter zum erstenmale. Mit einem flehenden

den

den Blick fragte sie: „Warum soll ich nicht an ihn denken? Ach! warum darf ich ihn nicht lieben?“

Henriette staunte über die Frage. So ruhig und so voll Muth sah sie Wilhelminen noch nicht. Sie fürchtete von neuem und mehr als je. „O wie oft,“ rief sie mit zerschmetterter Stimme, „wie oft soll ichs Dir sagen, Wilhelmine: weil es Dein Unglück und mein Elend würde!“

„Und das sagen Sie so bestimmt, liebe Mutter?“ fragte Wilhelmine wehmüthig: „es that Ihnen doch einst so weh, auch das unbedeutendste Geschöpf leiden zu sehen; und hier, hier verdammen Sie zwei Menschen auf einmal, die ... die glücklich seyn könnten.“

„Glücklich? Ach wenn es das wäre. Nein, unglücklich würdest Du! — Wilhelmine, Du kennst ihn nicht, weißt nicht einmal ob er Dich liebt, er kömmt ja nicht wieder.“

„O darum glaube ich es, darum liebe ich ihn!“ — rief Wilhelmine entzückt: o er liebt mich, liebe Mutter! er kömmt nicht, weil er mich liebt.“

„So viel rechnest Du auf die Wirkung eines Augenblicks? Leichtgläubiges Mädchen, eine Minute hältst Du hinreichend ein himmlisches Glück zu bauen?“ —

„Oft war es doch so. Der Anfang jedes Werks ruhet in der Minute,“ seufzte Wilhelmine mit einer Thräne.

„Oft? — Was nennst Du so, meine Tochter, einzelne leere Beispiele in einzelnen Romanen? Wie selten ist eine dauerhafte Liebe, und wie weit seltener sind glückliche Ehen? Wie wenig darf man hier trauen. Wenn der Anfang Dir Glück verspricht, wenn Du einen Himmel wähnst, o so zittere, schaudere vor dem Verderben, das Dich im Hintergrunde erwartet.“

„Sie sind so strenge, so mißtrauisch, liebe Mutter, Sie befürchten so viel,“ sagte Wilhelmine bedenklich.

„Und Du tadelst vielleicht meine Härte, nennst meine Vorsicht unnütze Aengstlichkeit, fandest es vielleicht unbillig, als ich Dich damals vom Tanzplatz führte?“

„Nie that ich dies. Freilich begriff ich's nicht, aber ich wußte, daß Sie mich lieben, und dies ist mir genug, in diesem Bewußtseyn bin ich glücklich.“

„Ist dies so? Irre ich, wenn ich fürchte, daß Du anfängst Dich unglücklich in meiner Liebe zu fühlen? O wie hart wäre dies! — Wilhelmine, Du hast Recht, Du kannst mich oft nicht begreifen. Aber wirst Du es thun, wenn Du meine Thränen, mein Unglück kennst? Wilhelmine, noch einmal nenne ich Deine Liebe eine Uebereilung, eine unglückliche Schwärmerei. Sie kann Dich unglücklich machen — und sie thut es schon. — Sollte diese wahrscheinliche Möglichkeit Dich nicht abschrecken? Es kann einige glückliche Beispiele geben, wo der Zufall, wo ein Augenblick ein dauerhaftes seliges Band knüpfte; aber sie sind sehr selten, Ausnahmen vielleicht nur. Und bist Du be-

rechtigt, auf diese zu hoffen? Wäre es nicht thöricht, einem Zufall Dein Glück, meine Ruhe und mein Leben anzuvertrauen? Träume Dir nie einen Himmel, ohne sichere Ueberzeugung daß Du ihn finden wirst. Nur geprüfte Tugend, die strengste Rechtschaffenheit, kann die Grundlage einer glücklichen Ehe werden. Und wie oft übersieht diese nicht eine überspannte Phantasie, und sucht nur Glück in den sanften Schwärmereien des liebenden Herzens. Aber der Traum verfliegt, das Elend ist um so schrecklicher, je reizender das erträumte Glück war. Tausend Beispiele könnte ich Dir sagen, wo Leichtsinn, jugendliche Unbesonnenheit, oder Schwärmerei ein Band knüpfte, das die unglückliche Verführte zu spät bereuete. Wie manches unglückliche Weib verflucht bald den leichtsinnigen Gatten, in dem sie einst den treuen edlen Geliebten schwärmerisch verehrte. Träumend traut die Arme unbedingt, und erwacht zu spät, wenn Rettung unmöglich, wenn ihr Elend gränzenlos ist. Vergiß den jungen Mann, Wilhelmine, Du kennst

ihn nicht. Wie willst Du ihn kennen lernen? Auch wenn er kömmt, wenn er Dir zu Füßen ewige Treue, gränzenlose Liebe schwört, traue ihm nicht. Nein, Du kannst, Du darfst ihm nicht trauen, Du kennst seinen Charakter, seine Launen nicht.

Dies sagte sie gerührt, schluchzend, von heftigem Schmerz zerrissen. Beide schwiegen. Wilhelmine bebte. So groß schilderte die Mutter das Elend, welches ihr drohete, so fürchterlich. Ach! und es mußte wahr seyn, sie fühlte es so innig.

Ein banges schmerzliches Schweigen feierte die Scene. „Vergiß ihn," fuhr endlich Henriette erschüttert fort, „vergiß ihn; und wird es Dir unmöglich, so denke an Bildau's arme verstoßene Gattin, denke an Deine unglückliche Mutter, . . . Wilhelmine, . . . der Schmerz, die Furcht Deines Unglücks entpreßt mir ein Geheimniß, . . . ich selbst bin das unglückliche Weib, dessen Leiden ich Dir oft erzählte, und die Dein Herz so zerrissen. Dein Vater war nicht Prediger, der meine war es. Ich

war das unglückliche Mädchen, das der Leichtsinnige betrog . . .

„Arme unglückliche Mutter!“ — rief Wilhelmine außer sich vor Schmerz und Ueberraschung. — „Nein, Sie sollen nicht länger fürchten, nicht länger leiden, Sie waren ja so unglücklich.“ —

Das war sie, die arme Henriette, sehr unglücklich. Jahre konnten die Wunde nicht heilen, die schon früh ihrem Herzen das Schicksal schlug. Sie blutete lange, die Wunde, und kaum fühlte sie Linderung, so wurde sie von neuem schmerzlich zerrissen. Noch jetzt mußte sie fühlen, daß Irrthum und Uebereilung hart, härter oft als das Verbrechen gestraft wird. Sie war die Tochter eines Landpredigers zu Neusiz, einem Sächsischen Dorfe. Ihr Vater war geehrt, geliebt von Allen. Der gute Ruhberg durfte nur winken, und der oft störrische Landmann eilte seine Wünsche zu erfüllen,

Er suchte nichts als die Zufriedenheit seiner Gemeinde, und das Glück seiner Tochter. Beide Wünsche vereinigten sich in dem frohen Genuß eines glücklichen Lebens, wie es nur der stille Weise und der glückliche Vater hoffen kann. Henriette war seine erste, größte Freude. Das harmlose frohe Mädchen erfreuete ihn oft durch kleine Ueberraschungen. Sie wartete seine Nelken, trug ihm Wasser zum Blumenbeet, begoß die Pflanzen, und nach dem kleinen Tagewerk erwartete sie den Vater in der Laube, wo sie den Thee und sein Lieblingspfeifchen bereit hatte.

So verfloß Henriettens Kindheit in glücklicher Unschuld. Sie liebte alles um sich, selbst den Garten, die Bäume liebte sie. Sie nahm am Abend traurig Abschied von der Laube, in der sie am Tage gespielt hatte, und am Morgen begrüßte sie diese als ihre zärtliche Freundinn. Der Vater freuete sich über die kleine Schwärmerinn. Er drückte sie an seine Brust: „Lebte doch Deine Mutter noch,“ seufzte er leise, „sie starb

zu früh für Dich, zu früh für ihre Freuden." Schmerz mischte sich in sein Entzücken, und er vergaß, daß diese keimende Schwärmerei eine gefährliche Saite in Henriettens Seele werden könnte. Er freuete sich ihrer Träume als unschuldige Vorrechte der Kindheit, und vergaß, daß der Irrthum des Kindes eine Schwachheit des Mädchens würde. Als Kind schuf sie ihren Garten in ein Paradies um, bauete Lustschlösser und Zauberpaläste; als Mädchen lebte sie in einer Ideenwelt. Nicht, wie er war, dachte sie sich den Menschen, nur wie er seyn sollte, träumte sie sich ihn. Sie sah sich getäuscht. Einige Freundinnen ließen ihr Spott über diese blödsinnige Empfindelei empfinden, wie sie ihre Gefühle nannten, andere verläumdeten sie als stolz, als eine Thörinn, die etwas besonders vorstellen wollte. Geneckt, zurück gesetzt von allen, zog sie sich bald in ihre Einsamkeit zurück, und lebte nur für ihren Vater. Sie war nicht gebessert, nur furchtsamer war sie gemacht. Sie träumte, wie immer, sich himmlische

Ideale, und floh die, welche ihnen nicht glichen.

„Du schickst Dich nicht für die Welt," sagte Ruhberg lächelnd, „die Bücher, die Nachtigall und die Laube sind Deine Freundinnen, jene nicht. Aber es ist mir lieb, daß Du mit ihnen nicht gleich denkst."

Henriette fühlte sich reichlich belohnt durch die Zufriedenheit des Vaters. Sie war glücklich, sie wurde stolz auf ihre Träume. Sie lernte entbehren, und fand Zufriedenheit in dem Genusse des stillen häuslichen Lebens. Einige Jahre verflossen, Henriette ahnete nicht, daß ihr noch etwas fehle, daß sie sich noch nach etwas sehnen könne. Jetzt fand sie es anders. Sie feierte den sechszigsten Geburtstag ihres Vaters. Das ganze Dorf theilte ihre Freude, Alte und Kinder brachten vereint die herzlichsten Glückswünsche. Ruhberg wollte ihnen danken, und bestimmte den nächsten Sonntag zum frohen Fest seiner Freunde. Er ladete sie alle ein. Henriette mußte Anstalten zu dem kleinen Feste machen. Sie ließ das Rö-

thige aus der nahen Stadt holen. Die Landleute sprachen entzückt von dem Feste und dem Vogelschießen, das sie zu Ehren ihres guten Herrn halten würden. Die Seltenheit zog einige Neugierige herbei, selbst von der nahen Universität kamen Einige dahin. Unter diesen war der Baron Bildau, der allgemeine Liebling in Jena. Er war schön und gebildet, seine Sitten, sein Anstand fein. Er sprach mit Feuer, und wußte selbst dem gleichgültigsten Gegenstande ein Interesse zu geben. Allenthalben sah man ihn gerne, man zog ihn in alle Gesellschaften. Er kannte seinen Werth, und liebte Zerstreuungen dieser Art sehr. Doch fand er in diesen Zirkeln nicht immer Befriedigung, und suchte oft auf dem Lande Zerstreuung für seinen unsteten Geist. Er hörte von dem kleinen Feste zu Neusiz, und war auch gleich entschlossen, die Freude zu theilen.

Er kam, und Ruhberg war zu sehr Gastfreund, um nicht den artigen Fremden einzuladen. Henriette bemerkte ihn kaum.

Sie war zu voll von dem Glück ihres Vaters und den Freuden der Landleute. Desto mehr bemerkte sie Bildau. Er staunte, bewunderte, und liebte. Am Abend wußte er nicht mehr wie ihm war. Er hatte mit ihr getanzt, und seine ganze Seele war in Bewegung gerathen. Wie er das Dorf verließ, war es, als müsse er sich von sich selbst trennen.

Er ritt bald wieder nach Neusiz, dann öfterer, und endlich kam selten eine Woche, wo er nicht mehreremal da war. Er war hier ganz anders wie in Jena. Das stille Land, die herzliche Unterhaltung des alten Ruhberg, das sanfte schwärmerische Mädchen, machten einen feierlichen Eindruck auf ihn. Er hörte gern Henriettens Schwärmereien. Er selbst theilte sie. Der Vater sah ihn gern, und bald noch lieber die schöne Tochter. Sie fand das so lange gesuchte Ideal in ihm. Noch ehe das Wort Liebe sich über ihre Lippen stahl, hatte Bildau schon ihr ganzes Herz. Der Tag war verloren wo er nicht kam, nur wenn er da

war, herrschte Freude, und die Trauer verschwand.

Ruhberg ahnete nichts. Noch eben so oft sprach er von dem jungen Hellwig, der ihm zum Nachfolger bestimmt war. Sein Herz hatte geheime Wünsche, und Henriette schien ihnen zu entsprechen. Wie immer, sprach sie freudig von Hellwig, und fragte oft ob der Freund bald kommen würde. Keiner ahnete etwas, selbst die Liebenden nicht. Ein Zufall führte sie näher, sie schwuren sich ewige Liebe. An den Unterschied des Standes dachte keiner. Gustavs Jugendsinn verachtete Rangsucht und Ahnenstolz, Henriette kannte keinen Unterschied der Stände, als den des guten und bösen Menschen. Sie waren glücklich in ihrer Liebe. Doch fehlte Henrietten immer etwas an ihrem Glück. Sie war ängstlich, wenn des Vaters ruhiger Blick auf ihr ruhete. Sie kannte seine Hoffnungen, und erschrak über ihre Lage. Schluchzend klagte sie dem Geliebten ihren Kummer. Er beruhigte sie. „Kann meine Liebe

nicht auch Deinen Vater beglücken, vermag ich weniger wie Hellwig?“ fragte er empfindlich. „Komm!“ setzte er schnell hinzu.

Sie stürzten Hand in Hand durch den Garten in Ruhbergs Studierzimmer. „Was ist Euch Kinder?“ fragte der alte Mann erschrocken. „Ja, machen Sie mich zu ihren Sohn,“ rief Gustav feurig, „ich liebe Henrietten, sie mich, wir flehen um ihren Segen, guter Vater.“

Ruhberg war bestürzt, verwirrt und verlegen. Endlich entwickelten sich seine Gefühle, und eine Thräne rollte über seine Backen. Er wollte reden und stammelte nur: „Wenn Sie sich, wenn Sie meine Tochter lieben, Herr Baron, so verlassen Sie uns jetzt, und erwarten mich nachher im Garten.“

Der Baron ging. Henriette stand da, wie eine Verurtheilte. „Wozu dieser Blick?“ fragte der Vater sanft und vergebend, „fühlst Du Dich schuldig? Keine Vorwürfe, daß Du mir Dein Vertrauen entzogest, kein neuer Kummer; laß uns han-

deln mein Kind. Der Baron kann nie Dein Gatte werden, Du bist nur die arme Tochter eines Landpredigers, Du würdest unglücklich, er selbst würde es. Doch wäre auch dies Hinderniß nicht, so stemmt sich ein noch fürchterlicheres Dir entgegen. Ich hätte es ahnen, ich hätte nicht so ruhig seyn sollen. Henriette, laß meine grauen Haare nicht durch den Vorwurf gebleicht werden, daß ich Dich unglücklich machte. Es ist meine Schuld, sey gerechter als ich, vergiß ihn, fliehe ihn, er kann Dich nicht glücklich machen."

„Ich bin so glücklich in seiner Liebe," fiel Henriette weinend ein, „er liebt mich so sehr."

„Ich fürchte, Kind, er kann Dich nicht lieben, zu sehr liebt er die Zerstreuungen der großen Welt, seine Grundsätze, seine Erziehung, stimmen nicht mit der Deinigen überein."

„Sonst war es so, lieber Vater," sagte Henriette entzückt, „jetzt bewundert er das ruhige häusliche Leben, den stillen Ge-

nuß der Freude; o er dankt es uns, daß wir es ihn kennen lehrten.“

„Er bewundert es, aber liebt er's darum? Nein, Henriette, wir bewundern nur das Erhabene, uns unmöglich scheinende, das uns eigene, uns theure lieben wir. Er klebt fest an den Zerstreuungen seines Standes. Vergessen kann er sie eine Zeitlang, aber nie aufgeben. Er hält sie für angeborne Vorrechte, er wird sie wieder aufsuchen, und Du würdest unglücklich werden.“

So gut gemeint, so wahr diese Vorstellungen waren, auf Henrietten machten sie doch keinen Eindruck. Sie dachte an Gustavs Schwüre, und der kleinste Zweifel schien ihr ein Verbrechen. Ruhberg verließ sie, und ging zum Baron. Er sprach ernstlich und nachdrücklich, er machte es ihm zur Pflicht, jede Absicht auf seine Tochter aufzugeben.

Der Baron ging. Henriette sah ihm schmerzlich nach, sie war traurig, auch ihr Vater war es. Einige Tage schlichen den langsamen Schneckengang dahin, keiner sprach

von Gustav, nur Henriettens Thränen thaten es. Sie trauerte in der Laube, wo sie so glücklich mit ihm war. Eine Bäuerinn brachte ihr einen Brief, sie erschrak, und nahm ihn zitternd. Ihr dankender Blick fiel gen Himmel, als sie gelesen hatte. „Tausend Leben wollte ich aufopfern" — schrieb Gustav — „um Dein zu seyn. Dein Vater ist gegen mich, ich werde seine Liebe gewinnen, seine Zweifel besiegen, und ihm Sohn werden."

Henriette ward ruhiger, ihr entzücktes Herz schwur die Liebe, die er forderte, sie schrieb wieder, und zitterte als sie es that. Sollte sie den Vater täuschen? Schon wollte sie ihm den Brief bringen, doch Gustav forderte Verschwiegenheit als die einzige Rettung. Sie schwieg und schrieb.

Bald forderte er mehr, ein geheimes Wiedersehen. Sie zauderte, ihr nasses Auge hing auf dem Vater, doch sein Irrthum, seine Furcht sollte ja zerstreuet werden. So täuschte sich das schwache Herz, und die Leidenschaft sprach laut. Sie sah ihn, sie

sah ihn oft und ihr Glück kannte keine Gränzen. Gustav war so gut, er liebte sie so gränzenlos, ihre Angst schwand selbst vor dem Vater. Sie hatte ihr Gewissen eingeschläfert, ihr Glück hatte es gethan. Sie hatte ja alles, seine Liebe; und bedurfte ihr schwaches Herz mehr? war es des Glücks nicht schon zu viel, um es zu ertragen?

Henriette war glücklich, doch nur kurze Zeit. Ein schrecklicher Schlag erschütterte sie bald, ihr Vater ward krank. Ein Armer, am Fleckfieber Kranker, hatte nach ihm verlangt. Hellwig, der jetzt gekommen war, rieth ihn ab den Kranken zu besuchen, er selbst wollte hingehen. Ruhberg weigerte sich: „So lange ich lebe will ich meine Freunde sehen; dies fordert die Freundschaft, wenn es auch die Pflicht nicht geböte“ — sagte er herzlich, und ging frohes Muth's. Dem Kranken gab er Ruhe, und sich den Tod.

Henriette litt schrecklich. In Hellwigs Aengstlichkeit, auf den blassen Lippen

des Todten las sie seinen letzten Wunsch. Sie rang die Hände, da stürzte Gustav ins Zimmer. Er war im Dorfe, er hörte ihr Unglück, flog herbei und stürzte neben die Leiche. Das Mädchen sank leblos nieder. Hellwig erschrak. „Henriette, meine Henriette!" rief Gustav wild, und faßte die Ohnmächtige in seine Arme.

Hellwig war verlegen, mit sich selbst kämpfend wußte er nicht was er thun sollte. Ruhberg hatte ihm wohl etwas erzählt, doch als etwas, das schon lange vergessen sey. Henriette hatte sich erholt, sie hielt Gustav umschlungen. „Armer Mann," sagte Hellwig mit einem schmerzlichen Blick auf die Leiche, „schon so bald wurdest Du vergessen!"

Die Liebenden fuhren auseinander. „Nicht vergessen," rief Gustav: „ewig werden ihn seine Kinder beweinen." Und in der That war des Barons Kummer groß, Hellwig selbst war gerührt bei seinem Schmerz. Gustav wich nicht von der Leiche, und als sie

eingesenkt war, flehete er verzweifelnd um den Segen des Todten.

Keiner war da, der Henrietten rathen konnte. Hellwig wagte es nicht, an sich dachte er nicht mehr, nur für ihr Glück war er besorgt. Er hörte die Schwüre der Liebenden. „Ich will Ihr Glück nicht stören," sagte er traurig zu Henrietten, „selbst die Hoffnungen nicht erwähnen, zu denen mein Freund mich ermunterte; ich will gerne dulden, wenn ich Sie nur glücklich weiß. Und sind Sie davon überzeugt, Henriette? Sind Sie es überzeugt, Herr Baron? Wird dies zärtliche edle Mädchen immer die Liebe in Ihnen finden, die Sie schwuren? Wird nie Ihr Wankelmuth sie kränken, oder werden Sie je eine Uebereilung bereuen?"

Gustav war empfindlich. Er antwortete mit einem Feuer, das ganz von der Größe seiner Liebe zeugte. „Sie sind ein edler, aber noch junger Mann," fuhr Hellwig nachdrücklich fort, „Sie verzeihen meine Zweifel und meine Freimüthigkeit, es gilt das Gluck der theuren Tochter meines Freundes.

Werden Sie nie das spottende Lächeln empfinden, das Ihre Freunde, Ihre Verwandte über das Bürgermädchen äußern werden? Werden Sie die Aufopferungen gern ertragen, werden Sie ruhig vergessen, was der Staat und Ihre Familie von Ihnen forderte? Werden Sie gerne die Ansprüche aufgeben, zu denen Sie berechtigt sind, wenn sie die Ruhe Ihrer Gattinn untergraben könnten? Werden Sie in ihrem Besitze nur immer der glücklichste Mann seyn?"

Der Baron widerlegte alles mit seiner gränzenlosen Liebe. „Ewig könnte ich mich mit ihr in eine Wüste vergraben, und eine Ewigkeit wäre nicht vermögend, mir mein Glück vergessend zu machen;" sagte er feurig, und schloß Henrietten an seine Brust.

Hellwig konnte nicht mehr widersprechen. Er selbst verband bald die Liebenden, und sein Segen begleitete sie in die Residenz.

Henriettens Glück war gränzenlos. Selbst die gewöhnlichen Verdrüßlichkeiten fand sie nicht einmal. Bildau war reich, un-

abhängig von sich selbst, und sein Einfluß groß. Die junge Baroninn wurde allenthalben artig, von vielen herzlich aufgenommen. Gustav lebte nur für sie, sie ward von Allen beneidet. Drei Monate dauerte dies himmlische Glück. Der Baron kannte keine Freude, als die seiner Henriette. Er vermied alle Gesellschaften, sie selbst mußte ihn bitten, doch den Wohlstand nicht zu beleidigen. Er ging jetzt zuweilen aus, aber immer mit Widerwillen. Der Posten, den er bald bekleidete, zwang ihn in größere Verbindungen. Er mußte Gesellschaften geben, Assembleen und Bälle besuchen. Wie immer, that er dies nur im äußersten Nothfall und mit sichtlichem Widerwillen. Doch bald war er wieder gewöhnt an die glänzenden Freuden, und das häusliche Leben schien ihm doch etwas langweilig. Es kamen zuweilen Tage, wo Henriette ihn nur bei Tische sah. Sie ahnete nichts. Doch als er ihre Zärtlichkeit nicht ganz mit der herzlichen Wärme erwiederte, ward sie ängstlich, sie forschte, sie bat. Er schützte Langeweile und Unmuth vor.

Henriette seufzte. Sonst kannte er nie Langeweile. Wenn er bei ihr war, dann floh immer sein Unmuth. Sie verbarg ihre Unruhe, sie verdoppelte ihre Zärtlichkeit, und suchte dem häuslichen Leben neue Reize zu verschaffen. Sie nahm mehr Theil an seinen öffentlichen Zerstreuungen. Schon ahnete ihr ein trauriges Schicksal. Gustav fing an, die feine Koketterie, den buhlenden Witz, ihrer zärtlichen Unterhaltung vorzuziehen. Er vertheidigte sie nicht mehr, wenn ihre Reden als zu empfindsam geschildert wurden. Er selbst scherzte oft darüber, und überließ sie nicht selten dem spöttelnden Witz seiner Freunde.

Henriette ließ ihm ihre Unruhe nicht empfinden. Sie duldete im Stillen, und suchte sich in seine Launen zu schmiegen. Der Baron bemerkte dies nicht einmal, er selbst wußte nicht was er wollte, selbst da nicht, als er anfing, Vergleichungen zwischen seiner Gattinn und mancher stolzen Hofdame anzustellen, und als diese oft zum Nachtheil seiner Frau ausfielen. Der Leicht-

sinnige erschrak nicht über das Verbrechen, an dessen Rande er stand, er taumelte ihm entgegen, unwissend was er gethan hatte. Nie hatte Bildau Henrietten aufrichtig geliebt. Seine Sinnlichkeit war in Bewegung gesetzt, seine Phantasie hatte ihn getäuscht, und sein Herz war leer geblieben. Er schwur dem unglücklichen Mädchen Liebe, Liebe, die er nicht kannte. Er schwur Treue, und bebte nicht, als er sie schon gebrochen hatte. Bildau tändelte gern mit Weibern und Mädchen, belachte ihre scherzhaften Einfälle, bewunderte ihre Schönheit, und wußte nicht, daß dies der Anfang seines Verbrechens war. Er hatte keine Grundsätze. Henriettens Liebe nannte er Einfalt, ihren Schmerz romantische Grillen. „Wir leben nicht mehr in Arkadien,“ sagte er scherzend, wenn sie ihn bat, wieder zu seyn wie sonst, wenn er häusliches Glück dem Strudel seiner Zerstreuungen vorziehen sollte. Er war gleichgültig gegen sein Glück. Das glückliche Ideal eines Dichters, die Schilderung einer glücklichen Ehe, konnte ihn rühren, die

Vorstellung eines Schauspiels konnte ihm Thränen entlocken, und doch war er gleichgültig gegen die Wirklichkeit; dort bewunderte er ein Glück, das er zu Hause vernachlässigte.

Dieser erste Beweis seines Wankelmuths, seiner wachsenden Gleichgültigkeit, war der Anfang von Henriettens Unglück. Sie fühlte sich verlassen, so gränzenlos elend, als sie vorher glücklich war. Und doch verbarg sie ihren Schmerz, ihre Unruhe. Sie stellte sich heiter, und suchte selbst seinen Launen gefällig zu seyn. Sie scherzte, lachte, neckte ihn oft. Der Undankbare nannte dies Eitelkeit, affectirtes Wesen, lächerliche Koketterie.

Henriettens Herz blutete, sie fühlte die Warnungen ihres Vaters schrecklich in Erfüllung gehen. Dennoch liebte sie den Mann, der sie betrog, und suchte seine Liebe zu gewinnen. Doch die häusliche Ruhe war ihm verhaßt, er suchte glänzende Zerstreuungen, lachende Freuden. Nicht bei Männern allein, auch bei Weibern fand er sie. Er

sagte ihnen Artigkeiten, zweideutige Schmeicheleien, die freilich die große Welt gern verzeiht, sie bewundert, die aber doch der Rechtschaffene verachtet, die das treue Herz kränken. Henriette fühlte dies, sie fühlte den triumphirenden Spott der Frau, welcher er Artigkeiten sagte. Gustav lachte, wenn ihr Auge voll Thränen hing, küßte ihr die Hand, und sagte mürrisch: „Kind, Du mußt Dich mehr in den Ton der großen Welt schicken, Deine Einfalt macht Dich lächerlich. Er tändelte mit Andern, nannte es unschuldigen Scherz, wenn er ein Mädchen küßte, und die gekränkte Gattinn schalt er eine mürrische Friedensstörerinn. Vor allen zeichnete er die junge Gräfinn Rivoli aus, ein leichtsinniges Mädchen und schlaue, erfahrene Kokette. Er scherzte mit ihr, sie zog ihn vielen vor, zuletzt allen. Anfänglich fiel dies keinem auf, man bemerkte es gar nicht; bald wurde es das Gespräch des Tages, und die arme Henriette der Gegenstand des Spott's. Heimlich und laut sagte man: Die Gräfinn hätte sich besser für

ihn geschickt, als die empfindsame Schäferinn. Henriette hörte dies und verzweifelte. Ihr Schmerz war groß, und doch hatte ihr Unglück noch die höchste Stufe nicht erreicht.

Gustavs Betragen war jetzt zurückhaltend und kalt. Vergebens bemühete sich Henriette, seine Liebe zu erwerben. Umsonst, der Elende ließ es ihr sogar empfinden, er habe sie nie geliebt. „Es war ein Rausch," sagte er bitter, wenn sie das Glück ihres vorigen Lebens zurückrief. Da stand das arme gedemüthigte verlassene Weib, verkannt, verfolgt von allen. Sie wollte heimlich entfliehen. Sie kämpfte zwischen Stolz und Pflicht, diese siegte, und sie duldete von neuem. Der Baron gab glänzende Feste, und man sagte laut, der schönen Julie zu ehren. Das Landhaus, einst das Glück ihrer Liebe, wurde jetzt der Altar, auf dem er seiner schändlichen Leidenschaft opferte. Die arme Henriette mußte es sehen, wie leichtsinnig er mit der Gräfinn umher schwärmte, und wie sehr sie zurück

gesetzt wurde. Ihr Elend war gewiß, sie wollte ihn verlassen, nur ihr Gewissen forderte noch die schrecklichste Ueberzeugung. Sie ward ihr. —

Gustavs Geburtstag wurde gefeiert. Henriette hatte auf eine Ueberraschung gesonnen. Noch einmal suchte sie sein Herz zu rühren. Umsonst, der zärtlichste Beweis ihrer Liebe wurde kalt von ihm aufgenommen. Er gab heute einen glänzenden Ball, wie immer war Julie die Königinn. Man konnte nicht mehr zweifeln, er liebte sie, zu deutlich sagte dies jeder seiner Blicke. Die Gesellschaft trennte sich spät, der Gräfinn Wagen fuhr zuerst vor. Gustav begleitete sie, und sprach leise und bedeutend mit ihr. Henriette sah es, sie sah es wie er mit den zufriedenen Blicken eines erfüllten Wunsches zurück kam. „Wir bleiben heute draußen,“ sagte er zu Henrietten, und wünschte ihr kalt eine gute Nacht. Sie sah ihm nach, und trat weinend ans Fenster. Lange stand sie da, ahnungsvoll und zitternd. Jetzt sah sie einen Lichtstrahl im Garten. Es war der

Baron, der mit einer Blendlaterne dem Bosquet zuging. Henriette fuhr zusammen, ein elektrischer Schlag durchfuhr sie, sie sank nieder und fühlte sich bald wieder aufgerissen. Unwillkührlich stürzte sie aus dem Hause in den Garten, dem Wäldchen zu. Sie zitterte an allen Gliedern, sie wollte umkehren. Doch der Genius ihres Unglücks hielt sie gefesselt, der Arm der Verzweifelung riß sie zum Schauplatz ihres Elends. Noch einmal sah sie den Lichtstrahl. Es war ein Blitz der den Abgrund erhellte. Bebend, zitternd stand sie am Boden gewurzelt; vor dem Tempel der Flora, den Gustav einst ihrer Liebe geweihet hatte. Aus dem kleinen Zimmer darin schimmerte das Licht. Sie sah hin, sie faßte nicht was sie sah — Gustav lag in Juliens Armen. —

Was giebt dem Unglücklichen Kraft, daß er nicht im Elend erliegt, daß er nicht niedersinkt unter der Last seiner Leiden? Es ist eine wohlthätige Gottheit die ihn erhält, es ist sein schützender Genius, der dem Sin-

kenden die Hand reicht! — Henriette konnte sich nie Gustavs Untreue denken, es war eine Unmöglichkeit, der bloße Gedanke schon drohete sie zu tödten. Jetzt sah sie die fürchterlichste Gewißheit, und sie lebte. Der Schmerz erschütterte sie, doch stürzte er sie nicht zu Boden. Sie stand da, aus einem langen Schlaf erwachend, ohne Besinnung, ohne Bewußtsein. Ihr Auge starrte in die Nacht, „es ist aus!“ seufzte sie, und hob krampfhaft die Hand gen Himmel: „es ist aus!“ Eine Thräne brannte in ihren Augen, ihr Busen hob sich wild. Doch in dem heftigsten Schmerz durchglühete sie ein Feuer, eine Kraft die ihr seltenen Muth gab. Schweigend trat sie zurück, sie floh den Garten wie einst die Götter die Erde, als das Laster seinen giftigen Saamen ausgestreuet hatte. Sie kam ins Haus, auf ihr Zimmer zurück. Von neuem drang der Schmerz mit tausend Pfeilen in ihr Herz. Sie warf sich aufs Sofa. Ihr Elend rief ihre glückliche Kindheit zurück. Jeder Blick ward ihr zur schmerzli-

chen Erinnerung. Sie suchte alle die theuren Andenken hervor, die Geschenke, die Bücher von ihrem Vater. Selbst ihre vorigen Kleider suchte sie. Sie hatte ihren Schmuck von sich geworfen, und zählte mit Thränen die kleine Summe, die sie aus der Bibliothek ihres Vaters erhalten hatte. Sie war entschlossen. Noch einmal überwältigte sie der Schmerz, und ein Thränenstrohm machte ihrem gepreßten Herzen Luft. Sie warf sich am Schreibtisch. „Gustav," schrieb sie: „Gustav, Du raubtest mir mein Glück, meine Ruhe, ach sogar den Glauben an die Menschheit. Alles habe ich verloren, nur das Gefühl meiner Pflicht nicht. Ich fliehe. Möge Dir Dein Verbrechen erlauben glücklich zu seyn! — nein, dann wärst Du mehr als Bösewicht, — nein, sey unglücklich, aber erwache erst spät, wenn Reue nicht mehr schmerzt. — Ich fliehe. Nie wirst Du die Unglückliche wieder sehen, die zu leichtgläubig trauete, die zu spät ihr Elend beweint."

Sie schlug das von ihren Thränen nasse

Papier zusammen, siegelte und verschloß es in den Schreibtisch. Dann nahm sie ihr Packet, und schlich aus dem Hause. Noch einmal fiel ihr Blick auf das Hölzchen, noch schimmerte Licht durch die Allee. Sie floh durch die finstere Nacht, wie von Mördern verfolgt floh sie den rauhen Weg. Sie wollte bis zum nächsten Städtchen gehen, in der Dunkelheit verfehlte sie den Pfad. Der Morgen dämmerte hinter den Bergen hervor, als sie entkräftet am Hügel niedersank. Ihr nasses Auge schwamm im Feuermeer der aufgehenden Sonne, der neue Tag beseelte alles, die Thäler, die Wälder fingen an zu leben, Henriette nur trauerte allein, hier unter den glücklichen Schöpfungen allein. „Was fange ich an, ich Unglückliche," seufzte sie mit dumpfer Schwermuth, „was fange ich an!" —

In der schrecklichen Nacht hatte sie nichts gedacht, als den Schauplatz ihres Unglücks zu fliehen. Verflogen waren ihr wohl sonst einzelne Ideen vorgeschwebt, aber nie konnte sie einen Plan entwerfen; nie vermogte

sie sich ihr Unglück als gewiß zu denken. Jetzt war sie außer den Gränzen der Entscheidung, sie mußte sich einen Zufluchtsort wählen, und wußte nicht wohin. Es ist schrecklich, so allein zu seyn, verlassen in der großen Schöpfung keinem anzugehören. Sie war hinaus gestoßen in die Welt, ohne Führer, ohne Freund. Sie dachte an Hellwig, aber einen Augenblick nur, sie konnte sich ihm nicht entdecken. Wohin, wohin? hatte sie sich schon hundertmal verzweiflungsvoll gefragt. Weit, weit weg von hier; flehete ihr blutend Herz. Aber wohin? Ein Blick auf ihr Packet hob den bangen Zweifel. Es enthielt auch den Briefwechsel ihres Vaters mit seinem Jugendfreunde, der Prediger zu Schneen, einem Dorfe im Hannöverischen, war. Zu ihm wollte sie fliehen, der ehrwürdige Freund sollte ihr eine sichere Zuflucht geben.

Ein gefaßter Entschluß giebt Muth, Hoffnung verleiht Stärke. Henriette sprang auf und trat mit neuen Kräften den mühsamen Weg an. Sie erreichte ein Städtchen,

chen, zwar nicht das, wohin sie gewollt hatte, doch jetzt war es ihr eins wo sie war. Sie trat in einen Kaufladen, und fragte nach der Marschrute nach Göttingen. Von hier war Schneen nur einige Stunden entfernt. Der Kaufmann betrachtete sie mit bedenklichem Mitleiden. „Den langen Weg wollen Sie zu Fuß machen, Mamsell?“ fragte er theilnehmend: „eine weite Reise!“ — Henriette glühete, doch war sie froh, daß sie nicht erkannt wurde. Sie ging, und jeden Schritt bezeichnete sie mit einer Thräne. Sie zog die Theilnahme der Vorübergehenden auf sich. Oft bot ihr eine mitleidige Seele ein Geschenk. Sie schlug es dankbar aus. Man staunte, fragte, und verließ sie mit theilnehmenden Blicken.

Nach einem Monat kam sie blas, abgehärmt und krank nach Schneen. Der alte Freund ihres Vaters nahm sie mit offnen Armen auf, und weinte Thränen in ihr Unglück. Er tröstete sie nicht, die Zeit sollte ihrem Schmerz die Schärfe benehmen, und sie wieder mit ihrem Schicksal aussöhnen.

Henriette blieb ihrer Trauer überlassen. Eine Entdeckung mehrte jetzt diese noch. Sie fühlte daß sie Mutter war. Sie erschrak: „O Gott ich Unglückliche!“ sagte sie schluchzend.

Der Greis errieth sie. „Sie erschrecken doch nicht, Henriette?“ fragte er mit herzlicher Theilnahme, „Sie wollten trauren über Ihr Glück? — Nein, Sie müssen es der Vorsehung danken, die Ihnen Rettung schickt. Sagten Sie nicht, Sie wären verlassen von allen, Sie hätten keinen als mich? Und wie lange kann ich diese Freude noch genießen? O danken Sie Gott, er schickt Ihnen ein Wesen, das Sie wieder mit Ihrem Schicksal aussöhnen wird.“

Henriette küßte seine Hand. Der Gedanke, vor dem sie erst erschrak, wurde jetzt ihr Entzücken. Bald wurde sie Mutter. Wilhelmine war die schmerzliche Erinnerung an den Verräther. Doch sie sah nur das Kind, und vergaß über die Freude den treulosen Vater. Der Greis lehrte jetzt Henrietten ihren Kummer, ihre Leiden-

schaft bekämpfen. Sie mußte sich für das Kind schonen. „Sie sind Mutter,“ sagte er immer mit einem leisen Vorwurf, wenn ihr Auge voll Thränen hing. Er verbarg sorgfältig ihr Geheimniß, und empfahl sie seinen Freunden als die Wittwe eines seiner Verwandten, des Prediger Schmidt.

Ganz konnte Henriette ihren Kummer nicht vergessen. Tiefe Schwermuth lag immer auf ihrem Gesicht. Nur die herzliche Unterhaltung des Greisses, sein Trost, seine innige Theilnahme nur, konnten sie zuweilen erheitern. Auch dieses Glück blieb ihr nicht lange. Der Greis ward immer schwächer, und an einem Morgen, als Henriette ihm Thee einschenkte, tödtete ihn ein Schlagfluß. „Ich habe für Sie gesorgt,“ stammelte er noch sterbend.

Dies hatte er. Um Henriettens Schmerz zu schonen, verhehlte er ihr seine Gefahr. Heute sollte sein Neffe und Erbe kommen, mit dem er sich schon lange über ihr Schicksal berathschlaget hatte. Er kam und fand die Leiche des Theuren. Erich,

(der war es) beweinte mit Henrietten den großen Verlust. Nach einigen Tagen machte er ihr des Greises Absicht bekannt, und sie bezog zu Holzhausen das reizende Häuschen, welches Erich für sie gekauft hatte. Henriette fing hier ein neues Leben an. Ihre Geschäfte, ihr Garten, alle die kleinen häuslichen Arbeiten, riefen ihre glückliche Kindheit zurück. Sie wurde wieder glücklich, und wurde es noch mehr in den Wohlthaten, die sie den Landleuten erzeigte, auf die ihr Beispiel so sehr wirkte. Ihr Glück wurde vollendet in der Tochter. Nur noch selten dachte sie an Gustav, und nie mit Bitterkeit. Sie dachte an ihn wie an einen Todten. Aber zugleich dachte sie jetzt an ihre Uebereilung, an ihre Schwärmerei. Dies nur war es, Liebe nicht, das fühlte sie. Sie konnte ihn nicht lieben, sie kannte ihn ja nicht. Sie war von der Schwärmerei hingerissen. Sie sah jetzt wie sehr ihr Vater gefehlt hatte, daß er ihren Träumen nachsah und sie nicht mehr mit der Welt bekannt machte. Dies wollte sie bei Wilhel-

minen vermeiden, und machte sie schon früh aufmerksam auf diese schwache Saite ihres Herzens. Sie verbarg der Tochter ihren Stand und erzog sie für das glückliche Landleben. Sie hatte frohe Hoffnungen, die jetzt durch Eduards Erscheinung und Wilhelminens Träume zernichtet wurden. Soll ich meine Unbesonnenheit noch büßen, klagte sie oft in einsamen Stunden; wird ein so gutmüthiger Irrthum durch mein ganzes Leben bestraft? Von neuem bat sie Wilhelminen, den Fremden zu vergessen, und schilderte ihr ihren Kummer, ihr Unglück, ihre Leiden zum warnenden Beispiel.

Wilhelmine versprach es fest. Nein, dachte sie entschlossen, sie soll nicht mehr leiden, die Arme, diese Angst soll sie nicht länger beunruhigen. Zweifel, ein kleines Mißtrauen, mischte sich jetzt unter ihre Empfindungen. Die Mutter bestärkte dies. „Liebe keinen," sagte sie schmerzlich, „als den Geprüften, dem treue Liebe heilig ist wie die Religion, der seine Pflichten wie Gott liebt!"

Wilhelmine war entschlossen. Das unglückliche Schicksal ihrer Mutter hatte einen tiefen Eindruck auf sie gemacht. Die Flügel ihrer Phantasie waren gelähmt. An die Stelle ihres reizenden Traums trat Mißtrauen, Furcht und zärtliche Liebe zur Mutter. Sie soll durch dich nicht unglücklich werden, war ihr fester Entschluß. Jetzt suchte sie selbst die Zerstreuungen, die man ihr vorher aufdringen mußte. Sie verdoppelte ihre Geschäfte. Es glückte vortrefflich, sie ward ruhiger. Zwar hatte sie noch dunkele Wünsche für die Zukunft, aber sie ließ sie nicht laut werden.

Freude und Hoffnung kehrte in die kleine Hütte zurück. Alle waren zufrieden, Erich, die Mutter, Wilhelmine. Von Eduard hörte man nichts mehr. Doch oft darf der Unglückliche nur hoffen, und neue unbekannte Leiden reißen ihn fort in ihrem schrecklichen Strudel. — Die Viehseuche wüthete in der Gegend, besonders stark in Holzhausen. Alle litten darunter. Mancher Arme verlor das einzige Kapital, das ihn nährte. Unter

diesen war Henriette. Die Kuh, die fast ganz allein ihren kleinen Haushalt unterhielt, war gefallen. Auch die andere war es, die ihre Stelle ersetzen sollte. Ein harter Schlag! Ihr kleines Kapital war verschwunden, und sie drückenden Sorgen ausgesetzt. Nirgend war Hülfe, alle hatten verloren, am meisten Erich. Fremde Bedürfnisse, neue Angst quälten Henrietten, unbekannter Kummer zerriß ihr Herz. Mit Sorgen sah sie dem Tag entgegen, kummervoll durchwachte sie die Nächte, ihre Angst wuchs. Wilhelmine war jetzt die Seele des Hauses. Sie beruhigte die Mutter, verdoppelte ihre Arbeit und schlich oft schon vor Anbruch des Morgens aus dem Hause, um für den Tag eine kleine Mahlzeit zu suchen. Mit heissen Thränen brach sie die Kräuter. Es waren Thränen des Entzückens, der Freude, etwas für die theure Mutter zu thun.

An so einem Morgen war es, als sie sich früh aus dem Hause stahl. Die Mutter sah es, sie wachte schon lange, und vermochte nicht sie anzureden. Ihre Thränen

begleiteten sie. Wilhelmine trat mit nassen Augen den Weg an. Es war noch dunkel, alles ruhete, selbst noch der fleißige Landmann. Sie blickte seufzend gen Himmel, wischte sich die Augen, und fing nun ihr kleines Geschäft an. Jetzt standen die eßbaren Kräuter sparsamer, manche hatten gesucht, sie mußte sich weiter vom Dorfe entfernen. Sie kam nahe zur Landstraße. Bald war ihr Geschäft geendet, sie legte ihren Vorrath zusammen. Das Wiehern von Pferden schreckte sie. In einiger Entfernung sah sie diese an einen Baum gebunden, ein alter Mann stand dabei. Er schien sie schon bemerkt zu haben. Wilhelmine verbarg sich schnell. Sie wurde noch mehr geschreckt. Es eilte jemand über das Feld vom Dorfe her. Er hatte eine Aehnlichkeit. — Es war Eduard, der sich auf's Pferd schwang. Der Alte zeigte ihm die Stelle, wo sie versteckt war, und schien zu erzählen. Ein Blick von Eduard folgte, dann verschwanden beide.

Er war es, seufzte Wilhelmine, und sah nach der Gegend wo die Reiter hinflo-

gen. Doch ihr Herz war nicht beklommen. Sie dachte etwas, aber nur dunkel. Ihre Mutter, ihre traurige Lage, füllte ihre ganze Seele. Sie ging zurück. Was mag er hier gemacht haben? dachte sie; jetzt blieb sie doch nicht frei von einer kleinen Angst. Ein leiser Seufzer hob ihren Busen. Sie kam ins Dorf. Vor der Hütte stürzte ihr die Mutter entgegen. „Wir sind gerettet!“ rief sie, „wir sind gerettet!“ Wilhelmine fuhr zurück. „Gerettet?“ fragte sie langsam. „Durch wen?“ —

„Durch Gott, wer der Edle war weiß ich nicht,“ sagte Henriette schnell. „Du warst noch nicht lange weg, so hörte ich das Fenster zurück schieben. Ich sah hin und entdeckte nichts. Nur ein Geräusch hörte ich noch. Ein kleines Packet fiel in die Stube. Ich nahm's auf, erbrach es, und zwanzig Louisd'or rollten mir in die Hände. Hier ist das Billet.“ Wilhelmine riß ihr das Papier aus der Hand, das Geld sah sie nicht. Sie las, und Thränen schossen aufs Papier. Sie drückte es zu-

sammen. „Mutter,“ rief sie entzückt, „hatte ich nicht Recht? er ist ein edler Mann.“

„Wer?“ fragte Henriette erschrocken.

„O erriethen, ahneten Sie es nicht? Eduard ist der Freund, der so innig Theil an unsere Lage nimmt, der uns beschwört, den kleinsten Beweis seiner Freundschaft anzunehmen. Er ist es!“

„Und immer dieser Eduard,“ seufzte die Mutter, „kennst Du keinen andern Freund?“

Wilhelmine erzählte. „Er war es“ — sagte sie überzeugt — „er war hier.“ Sie erzählte.

Henriette konnte nicht mehr zweifeln. Alles traf zusammen, sie erinnerte sich sogar des Schimmers von dem grünen Kleide. „Wilhelmine,“ sagte sie, „wir dürfen das Geld nicht behalten.“

„Und eben dankten Sie noch Gott für die Rettung, liebe Mutter?“ rief das Mädchen mit nassen Augen. „Warum sind Sie ungerechter gegen ihn, wie gegen jeden andern Fremden? Soll ich einem edeln Mann

die Freude rauben, eine gute That geübt zu haben? soll auch dieser Kummer mich verfolgen?“ Henriette fühlte ihr Unrecht, und doch war sie nicht entschlossen. Ein Gefühl sprach für und gegen das Geschenk. Erich sollte entscheiden. „Hätten Sie das Geld behalten, wenn Wilhelmine da nicht im Felde gewesen wäre?“ fragte er. „Gott, ja mit entzücktem Dank,“ rief Henriette. „Nun so behalten Sie es auch jetzt. Er kann nicht mehr von uns denken, als wenn ihn keiner bemerkt hätte. Dies ist unzeitige Schaam. Es ist ein edler Mann, lassen wir ihm die Freude uns glücklich gemacht zu haben. Mögte er's doch ganz können!“

Wilhelmine erröthete. Von neuem war ihr Herz beschäftigt. Aber nicht mit Träumen, mit leeren Bildern ihrer Phantasie. Eduard war ihr Retter, jede Stunde, jede Minute, jede Freude rief sein Bild vor ihre Seele. Jeder Gedanke erneuerte sein Andenken. Sie sprach jetzt laut von ihm, mit Erich, mit der Mutter. Henriette war noch immer gegen ihn einge-

nommen. Sie widersprach wenn Wilhelmine ihn erhob, und noch tausend furchtbare Wahrscheinlichkeiten warf sie ein. „Wer weiß ob es nicht eine Schlinge von ihm ist?“ Die Frage warf sie einmal auf. Erich schüttelte unwillig den Kopf, Wilhelmine schluchzte. „Mutter ich will nicht mehr von ihm sprechen, aber gegen unsern Wohlthäter kann ich nicht undankbar seyn.“

Henriette trocknete sich die Augen. Nur ihr Elend konnte den Saamen dieses fürchterlichen Mißtrauens in ihre Brust pflanzen. Sie trauete keinem Mann, selbst gegen Erich wäre sie mißtrauisch gewesen, wenn sein Alter ihn nicht gegen Verdacht gesichert, und sein Betragen gerechtfertiget hätte. Er war der Einzige dem sie unbedingt trauete. Seine Treue gegen seine verstorbene Frau, die er noch immer liebte, daß er nie wieder an eine Verbindung dachte; dies hatte ihm ihre volle Achtung erworben. „Sie sind so gut lieber Erich, wär er wie Sie — doch Sie sollen sehen, er kömmt bald.“

„Und wenn er käme?“ fragte Erich, „wenn er käme?“ — „Ich würde alles zusammen nehmen“ — sagte Henriette entschlossen — „und ihm zurück geben, ich würde ihn bitten, diese Hütte zu verlassen.“

Wilhelmine bebte, Erich erschrak. „Wie können Sie glücklich seyn, mit diesem schrecklichen Mißtrauen?“

„Ich war es nicht, jetzt bin ichs in Wilhelminen, in Ihrer Freundschaft, in den Freuden des Landlebens. Bin ich zu mißtrauisch, so habe ich Ursache es zu seyn. Wollte Gott ich irrte mich in Eduard.“

Dies that Henriette. Was sie fürchtete geschah nicht. Eduard kam nicht wieder. Erich forschte nach ihm bei dem alten Wirth, keiner hatte ihn wieder gesehen. Die Mutter fing an Achtung für den Fremden zu fühlen. Sie äußerte dies gegen Erich. „Bald glaube ich, daß er edel ist.“ Erich drückte ihr die Hand: „und unglücklich,“ setzte er hinzu.

Eduard war es, der arme Eduard. Er kämpfte gegen eine Leidenschaft, gegen

die Hindernisse, die sich ihm widersetzten. Sein Entschluß war, Wilhelmine sollte ihn nicht ehe wiedersehen, bis er Hoffnung zu ihrem Besitz hätte, und die hatte er nicht, daher beobachtete er sie nur heimlich, sah ihre wachsende Neigung, und das seligste Entzücken hob seine Brust. Er konnte den Wunsch nicht länger widerstehen, das zärtliche Mädchen sein nennen zu können. Ihr Glück war sein einziger Gedanke. Er hörte ihren Kummer, und eilte ihn zu tilgen. Er war's, der jenem Morgen das Packet ins Zimmer warf, Jakob hatte ihn begleitet, und war bei den Pferden zurück geblieben. Wie Eduard zurück kam, erzählte Jakob von dem Mädchen, daß in einiger Entfernung von ihm Kräuter gesucht hatte. Eduard erröthete, er ahnete daß sie es war. Auch Jakob glaubte dies. Der ehrliche Mann war jetzt der Genosse seines Kummers. Er hatte den Gram seines Herrn gesehen, und nicht nachgelassen, bis sich Eduard entdeckt hatte. Er war sein Freund, sein Rathgeber. Der Graf

wollte sich dem Oheim entdecken. Jakob widerrieth dies. „Klopfen Sie erst einmal leise an, ich kenne, ich fürchte ihn, es ist ein wunderlicher Herr. Nur einmal hatte ihn ihre Mutter beleidigt, und er war unversöhnlich bis an ihren Tod. Was es war weiß ich nicht, sie mogten wohl beide Schuld haben. Erst als ich ihm die Nachricht von dem Tode seiner Schwester überbrachte, schien er bewegt. Er befahl mir Sie zu bringen, aber verbot streng, jemals Ihrer Mutter zu erwähnen. Sie wissen selbst, wie kalt, wie mürrisch er war, bis Ihre Liebe seinen Starrsinn erweichte. Nein, wagen Sie es nicht so gerade zu, sonst liebe ich zwar die krummen Wege nicht, aber hier kann es nicht anders seyn.“

Eduard fand, daß Jakob Recht hatte. Er mußte diesen Weg einschlagen. In seinen Briefen an den Oheim pflegte er oft seine Gedanken über verschiedene Gegenstände aus einander zu setzen. Der Onkel sah dies gern, und seine Antwort widerlegte oder bestätigte gewöhnlich Eduards Meinung.

Auf diesem Wege wollte ihn Eduard erforschen. Sein nächster Brief enthielt einzelne Gedanken, über die Verbindungen eines Edelmanns mit einer Bürgerlichen. Die Antwort fiel ungünstig aus, der Onkel ahnete nicht einmal Eduards Absicht. Er äußerte nur seine Grundsätze. „Eine Verbindung der Art ist lächerlich. Es ist stolze Eitelkeit, niedriger Eigennutz, von dem Bürgermädchen; schwärmerische Narrheit von dem Thoren, der zeigen will daß er Muth hat, ein verjährtes Vorurtheil verächtlich unter die Füße zu treten.“ So schrieb der Onkel.

„Das dachte ich,“ sagte Jakob, dem Eduard seinen Schmerz klagte. „Es ist ein eigener Mann. Alles wäre verloren, wenn Sie sich entdeckt hätten. Aber alles kann noch gut werden, er liebt Sie.“ Eduard schrieb wieder. „Es kann Ausnahmen geben, lieber Onkel; und ich glaube es giebt sie, wo keine jener niedrigen Absichten zum Grunde liegt, wo nur treue Liebe ein edles Band knüpfte.“

Der

Der Oheim antwortete verdrüßlich: „Narrheit, leeres Gewäsch. Treue Liebe? Eine Floskel aus einem Roman, weiter nichts. Was nennst Du Liebe? ich will mal für Dich antworten: Liebe ist die Uebereinstimmung der Seelen, die höchste wechselseitige Achtung, die sich auf Gleichheit der Gesinnungen und der Sitten gründet. Kurz, Liebe gründet sich auf Gleichheit der Grundsätze, auf gleiche Erziehung, auf langen Umgang. Was auf diesem Boden nicht wächst, ist nicht Liebe, es ist Unsinn, Sinnlichkeit, Schwärmerei! Liebe ists nicht. — Wie kann nun zwischen einem Adligen und einem Bürgermädchen Liebe statt finden? Ihre Erziehung, ihre Grundsätze sind verschieden, sie lassen keine Uebereinstimmung statt finden. — So weit, und nun nie wieder davon. Ich liebe das unnöthige Philosophiren nicht; besonders hierüber nicht."

Eduard erschrak noch mehr, von dieser Seite kannte er den Onkel noch nicht. Er griff seine Meinung mit Gründen an, denen er nur Ausnahmen, unsichere Ausnah-

men entgegen zu setzen wußte. Seine Leidenschaft kam gewaltig ins Gedränge. Der Oheim hatte ihn selbst hart angegriffen. Seiner Meinung nach liebte auch er nicht, und doch fühlte er sich mit allmächtigen Banden an das Mädchen gefesselt. Er hatte keine Ruhe. Immer verfolgte ihn ihr Bild. War dies Liebe? — Der Onkel hatte ihn auf der rechten Seite gefaßt. Er dachte nach. Liebe, auf Umgang, auf Achtung gegründete Freundschaft, war es nicht. Sinnlichkeit? Er verwarf den Gedanken mit Abscheu. Was war es denn? Schwärmerei? — Er schwieg einen Augenblick. Auch diesen Namen konnte er seinen Gefühlen nicht geben. Es war etwas, wovon er nicht wußte was es war.

Es ging Eduard wie es den Philosophen geht. Sie untersuchen, tadeln, verwerfen, wiederlegen, und am Ende müssen sie gestehen, daß sie nichts wissen. Sinnlichkeit war es nicht, und doch auch nicht Liebe. Was ist's denn? rief er unzufrieden mit sich selbst. Ich fühle, und kenne meine Empfindungen nicht! —

Eduard war auf der Spur sie kennen zu lernen, nur kehrte er zu früh wieder um. Hätte er eine Kritik der reinen Liebe gehabt, es wäre ihm besser geglückt.

Seine Empfindung war nicht ganz Sinnlichkeit, nicht Schwärmerei, aber doch ein Gemisch von beiden. Es war die feinste versteckteste Sinnlichkeit, die seine Empfindung in Bewegung setzte. Wilhelmine war das schönste Mädchen das er sah, in der feierlichsten Stimmung trat ihr Bild vor ihn, und ließ einen erhabenen Eindruck zurück. Hätte er sie zuerst beim Tanz gesehen, gewiß wäre er auf den Grund seiner Empfindungen gekommen. Aber in der Kirche: es war nicht möglich! und doch war es so. Sinnlichkeit zog ihn zuerst zu ihr hin. Er hörte sie reden, und nun wechselte seine Phantasie die Farben. Er schätzte ihre Tugend, die feine edle Bildung ihres Geistes, er liebte was er noch nicht kannte. So war es auch mit Wilhelminen. Und so ist's fast immer. Sinnlichkeit und Schwärmerei, das Bedürfniß, sich an ein gleichfüh-

lendes Wesen zu ketten, kann wohl der Anfang der Liebe, aber nicht Liebe selbst seyn, wofür man sie oft hält. Erst dann wird sie es, wenn sie langer Umgang, auf Achtung gegründete Freundschaft gebiert. Die wenigsten kennen sich so, und noch wenigere stellen Prüfungen wie Eduard an.

Jakob hatte bei Eduards Selbstgespräch oft den Kopf geschüttelt. Er konnte aus dem ganzen Handel nicht klug werden. Der Graf liebte ein Mädchen, das er kaum zweimal gesehen hatte, und das er nicht wiedersehen wollte. Er schlich wie ein Dieb nach ihrem Hause, um Geld zum Fenster hinein zu schieben, und ungesehen wieder fort zu jagen. Er forschte beim Onkel um die Einwilligung, und hatte weder die Geliebte noch die Mutter gesprochen. Alles war ihm ein Räthsel. „Ich werde nicht klug daraus," redete er laut dazwischen.

„Ich auch nicht," sagte der Graf mechanisch nach, der es hörte. „Er wird nicht einwilligen."

„Will sie denn?" fragte Jakob wieder.

„Wer?“ rief der Graf erwachend. „Von wem sprichst Du?“

„Nun ja, von dem schönen Mädchen. Wozu hilft sonst die Einwilligung des Onkels?“

Eduard schüttelte den Kopf. Der Alte hatte Recht. Du bist ein Thor, dachte er. Sein alter Entschluß war vergessen. Er wollte Gewißheit haben. Vergessen konnte er sie einmal nicht. Aber wie sollte er's anfangen? Er machte hundert Plane und verwarf sie alle. Der Oheim gab ihm jetzt selbst einen. Seine Studien waren geendet. Er sollte einige Jahre reisen, und über Frankreich und Italien in sein Vaterland zurück kehren. Sein Entschluß war gefaßt. Er sprach mit Jakob. Der Alte war ihm treu. Ein Jahr wollten sie in der Gegend von Holzhausen wohnen, dann würde sich alles entwickeln, dachte Eduard, es würde schon gut werden. Er hoffte indeß noch auf die Einwilligung des Onkels. Es war ja Zeit, also alles gewonnen. Er sprach mit Jakob. Der Alte billigte alles. Er

liebte seinen Herrn als Sohn, und hätte gern längst der Sache eine andere Wendung gegeben.

Sie zogen nach Hedemünden, das Städtchen war kaum eine halbe Stunde von Holzhausen entfernt. Jakob miethete zwei Zimmer, und besorgte den Haushalt. Der Graf verhehlte auch hier seinen Stand, und gab sich als Landschaftsmaler an. Er zeichnete, malte, und hielt sich auf seinem Zimmer verschlossen. Acht Tage ging er nicht vor die Thür, aus Furcht, Wilhelmine könne ihm begegnen. Jakob schüttelte wieder den Kopf, er begriff das alles nicht. „Das hätten wir zu Hause auch thun können," sagte er oft verdrüßlich. Der Graf hörte nicht. Er arbeitete so emsig, als wäre es um's Brod. Man sprach von dem fleißigen Mann, man wurde neugierig ihn zu sehen. Er ging nicht aus. „Daraus wird im Leben nichts," sagte Jakob, „Sie müssen bald anfangen oder nie.' Eduard versprach's. Morgen wollte er ausgehen und blieb wieder. Wie es immer geht, wenn

man sich nicht zu helfen weiß; man hofft auf den Zufall, auf die Zeit; und gewöhnlich sorgt diese auch am besten. Jakob meldete an einem Morgen einen Fremden. Eduard staunte und ging ihm entgegen. Er erschrak, es war Erich. Beide waren verlegen, am meisten der Magister. Er machte eine Verbeugung, wollte reden und stockte. Dem Graf ging's nicht besser. Er fragte nicht einmal nach der Absicht von Erich's Besuch, so bestürzt war er. „Muß ich alter Mann noch das Concept verlieren," fing Erich endlich nach einer Pause an: „ich hätte extemporiren sollen, aber da hapert es bei mir nach und nach; und für Sie war mein Thema nicht." Der Gang der Unterredung war gebrochen. Eduard faßte sich. „Mir galt also diese Ehre wohl nicht?" fragte er doch etwas verlegen.

„Wie Sie wollen, Ihnen und nicht Ihnen. Ich hörte von dem Künstler der hier wohnte, ich hatte eine kleine Bitte; und nun finde ich Sie."

„Und kann ich Ihren Wunsch nicht befriedigen? so beneide ich den Glücklichen; dürfte ich fragen?“

„Es ist ein Gedanke, den ich schon lange hatte und noch nicht ausführen konnte,“ sagte Erich und zog ein Papier hervor, das ein großes Pastellgemälde enthielt. „Ich hätte es gern in Miniatur gehabt, um es immer bei mir zu tragen. Noch entsprach kein Künstler meiner Erwartung, jetzt wollte ich's noch einmal versuchen, und finde Sie.“

Eduard betrachtete das Gemälde. Er war noch immer verwirrt. „Bei mir würden Sie sich auch wieder getäuscht finden,“ sagte er lächelnd; „wollen Sie mir aber das Gemälde anvertrauen — was ich kann werde ich thun.“

Erich gab ihm das Gemälde. Er selbst war noch immer verlegen, und wie er wegging, bat er Eduard, ihn bald einmal zu besuchen. Eduard versprach dies erröthend. Nach einigen Tagen kam Erich wieder. Das Gemälde war vollendet, und zu Erichs Freude hatte es eine glückliche Aehnlichkeit.

„Ja das ist sie!“ rief er entzückt, und umarmte den Künstler. Er bat ihn wiederholt um einen Besuch; „oder gehen Sie lieber gleich mit,“ setzte er in seiner Freude rasch hinzu, „es ist ein so schöner Spaziergang.“ Eduard folgte unruhig und mit beklommenem Herzen, auch Erich zeigte jetzt wieder einige Verlegenheit. Doch nun war es zu spät, beide gingen schweigend den Wiesenweg die Werre hinauf, nach Holzhausen zu. Eduard zitterte wie er das Häuschen sah, und wurde erst froh als er Niemand bemerkte. Auch Erich hatte darüber seine Angst vergessen, und der Nachmittag verstrich ihnen sehr angenehm. Eduard ging mit dem Versprechen bald wieder zu kommen. Er that dies bald, aber immer kam er mit der Angst, Wilhelminen zu begegnen. Aber er sah sie nicht und wurde ruhiger. Er konnte jetzt verstohlen das Häuschen betrachten, sonst floh er schon, wenn er nur in die Nähe kam. Ein Körnchen Hoffnung keimte in seiner Brust. Es wurzelte auf dem dürresten Boden. Daß er

sie nie sah, dies gab ihm zuerst den Muth, an sie zu denken; und so gewöhnte er sich nach und nach an ihr Bild. Er dachte sich bald sogar den Augenblick, wo er sie sehen würde, und fühlte sich bei weitem nicht mehr so ängstlich. Seine Schwärmerei nahm mehr den Charakter des natürlichen an.

Auch bei Wilhelminen war es so. Sie zitterte als sie ihn das erstemal vorbeigehen sah, bemerkte ihrer Mutter Blaßwerden nicht einmal, und war den ganzen Tag in der ängstlichsten Verwirrung. Erich kam. „Wissen Sie, wer bei mir gewesen ist?“ fragte er Henrietten. Sie erschrak und winkte ihm zu schweigen. „Ich weiß es,“ sagte Wilhelmine feurig, „unser Retter war es.“ Ihr Gesicht wurde röther, ihr Auge glänzte als sie das sagte. Es wälzte sich eine Last auf ihr Herz. Die Mutter saß auf glühenden Kohlen, sie wagte nicht zu widersprechen, und doch fühlte sie daß sie etwas sagen mußte. Sie wählte gerade das verkehrteste. „Leider sah ich ihn,“

sagte sie unmuthig, „ich wollte er wäre nicht da gewesen.“

„Warum dies? werden Sie immer so ungerecht bleiben?“ fragte Erich. „Nein, ich freue mich wenn ich einen edlen Mann finde, ich fühle mich glücklich wenn ich ihn Freund nennen kann. Ja, Eduard ist mein Freund, und ich hoffe, auch bald der Ihrige.“

Henriette schüttelte zweifelnd den Kopf. Wilhelmine hörte kaum was er sagte, sie war entzückt über seine Vertheidigung des theuren Mannes. Sie schätzte Erich doppelt weil er Eduard lobte, und diesen liebte sie um so mehr da er Erichs Freund war.

Zwei Monate verflossen und noch waren sie nicht weiter. Sie hatten sich nicht gesehen, denn dies vermieden sie sorgfältig. Doch nun kam Eduard kühner ins Dorf, und Wilhelmine saß wieder, aber immer noch unruhig, mit ihrer Arbeit am Fenster. Jetzt ging er einmal am Morgen vorüber, und — sah sie. Er zitterte, sie wurde blaß, das Strickzeug entfiel ihren Händen. Er

floh; sie hob mit einem Seufzer die Arbeit wieder auf. Die nächsten Tage kam nun Eduard nicht wieder ins Dorf, und als er kam, ging er auf vielen Umwegen um das Haus weg. Wilhelmine setzte sich nicht wieder ans Fenster. Noch acht Tage waren vorüber. Was soll sie glauben, dachte Eduard, wenn sie dich hier hinten wegschleichen sieht? Dies muß sie beleidigen. Nein, ich muß vor der Thür vorbei! Wilhelmine seufzte: Was soll er denken, wenn er dich hier nicht mehr sitzen sieht? — sie dachte nicht daß er sie nur einmal da gesehen hatte — sieht dies nicht Verachtung gleich?... Verachtung gegen deinen Wohlthäter? ... Nein, so darfst du ihn nicht kränken! Am andern Morgen saß sie wieder am Fenster, verwirrt, in banger Erwartung. Er kam nicht. Sie ward ruhiger, aber nun quälten sie leise Vorwürfe, sie zitterte ihn beleidigt zu haben. Am andern Morgen saß sie wieder da, und er kam nicht. Den dritten Tag setzte sie sich unruhiger hin. Sie fürchtete daß er nicht, daß er nie kommen würde.

Ein seltsames Gemisch von Ruhe und Unruhe wühlte in ihrer Brust. Auf einmal sah sie ihn daher kommen. Sie konnte die Freude über die Gewißheit nicht zurück halten, daß sie ihren Wohlthäter nicht gekränkt hatte, und doch auch ihre Angst nicht verbergen. Er ging vorbei und schien sie nicht zu bemerken. Aber kaum war er einige Schritte weiter, als er sich umsah. Er hatte sie nur verstohlen beobachtet, und war froh, da er sah daß sie sich nicht beleidigt fühlte.

Mit diesen Gedanken trugen sich beide einige Tage. Eduard ging nun beruhiget vor dem Hause vorüber. Wilhelmine saß zufrieden am Fenster; doch sahen sie sich nur verstohlen an, nie gerade ins Gesicht. Die Liebe drängte sich durch eine neue Thür in ihr Herz. Das Betragen der Mutter, die Schwierigkeiten die sich ihnen entgegen stellten, bahnten diesen rauhen Weg. Eduard besuchte jetzt öfterer seinen Freund, Wilhelmine strickte öfterer. Die Mutter war ganz ruhig. Erst zitterte sie, aber jetzt

fühlte sie Achtung für Eduard. In den drei Monaten hatte er auch nicht den kleinsten Versuch gemacht Wilhelminen zu sprechen, und Erich versicherte daß er sie gar nicht erwähnte. Vielleicht war ihre Furcht ungegründet? „Sie war es gewiß!“ dachte sie. Selbst bei Wilhelminen schien sie es zu werden. Das Mädchen war so unbefangen als je, sie sprach von ihm ohne zu erröthen, und hatte nicht einmal den Wunsch ihn zu sehen. Henriette würde ganz irre. Solltest du dich getäuscht, sollte sie nie etwas für ihn gefühlt haben? dachte sie oft. Sie konnte nicht zweifeln, Wilhelminens Träume, ihr Kummer, widersprachen. Und doch jetzt die Ruhe? sie begriff es nicht.

In der That war es schwer zu entscheiden. Wilhelminens Ruhe, Eduards Unbefangenheit, war ein Räthsel. Die Auflösung lag in ihrer wachsenden Liebe. Sie waren sich jetzt theurer als jemals. Ein sanftes unbefangenes Vertrauen fing an sich in ihr Herz zu ergießen, Liebe beseelte sie

jetzt; damals marterte sie die Schwärmerei einer entbrannten Phantasie. Sie waren sich näher, sie sahen sich oft, andere Wünsche kannten ihre Herzen nicht. Eduard ging am Fenster vorbei um ihr seine Achtung zu beweisen, sie setzte sich hin um den edlen Mann zu belohnen. So gewöhnten sie sich einander oft zu sehen, freilich noch immer verstohlen. Bald wurde Eduard kühner, er wagte zu ihr hinauf zu blicken, er machte ihr sogar ein Compliment. Sie erröthete, aber beantwortete es doch. Nun that die Liebe einen Riesenschritt. Eduard fragte Erich um seine Freundinn. Er wunderte sich daß dies nicht schon längst geschah. Erich erzählte. Eduard äußerte den Wunsch, sie einmal wieder zu sehen. Sein Freund ließ ihm dies hoffen. Erich war nach und nach auf Eduards Seite getreten, jetzt nahm er ganz seine Parthie. Er suchte Wilhelminens Mutter für ihn zu gewinnen, und dies wurde ihm leichter als er dachte.

Henriette hatte schon lange Eduard entschuldigt und sich ihrer Härte wegen ver-

klagt. Aber hatte ich nicht Ursache? dachte sie wieder. Sein Betragen den ersten Tag, die Scene im Thurm, blieben ihr immer ein Räthsel. Und wenn er's war der sie rettete? Sie wußte nicht was sie denken sollte. Doch er war ein edler Mann, dies zeigte er ihr jetzt, und sie war ruhig. Sie antwortete bei weitem nicht mehr so zurückhaltend, wenn Erich von ihm sprach. Sie stimmte oft selbst in sein Lob mit ein, und wußte manche gute Handlung von ihm. Sie äußerte gar keinen Unwillen, keine Furcht, als Erich einmal die Worte fallen ließ: „Ich wünschte, Sie bald einmal mit ihm zusammen zu führen.“ Er glaubte sogar diesen Wunsch in ihrem Gesicht zu lesen. Es war alles gewonnen. Den nächsten Sonntag bat Erich seinen Freund zu sich. Eduard erröthete verwirrt bei der Einladung. Er ahnete, doch blieb er ruhig. Er ging, und fand Wilhelminen mit ihrer Mutter bei Erich. Einen Augenblick verlor er doch die Besinnung. Henriette warf forschend einen Blick auf ihn. Erich zog ihn aus der Verlegenheit.

legenheit. „Mein Freund, unser jetziger Nachbar,“ sagte er zu der Mutter und Wilhelminen. Das Mädchen schlug kein Auge auf. Nach einigen Complimenten brachte Erich eine Unterhaltung im Gange, auf die er schon lange gesonnen hatte. Er hielt den Faden des Gesprächs fest, bis daß das Vertrauen allgemein war. Er staunte jetzt selbst über Wilhelminens Ruhe und Eduards Unbefangenheit, er hatte es sich doch anders gedacht. Er war froh daß es so kam. Es wurde erzählt, gescherzt, gelacht, die vorigen Zeiten waren vergessen. Man trennte sich erst spät. Eduard begleitete mit Erich die Damen nach Hause. Wilhelmine wünschte ihm eine gute Nacht. Es war die erste frohe selige Nacht, die sie seit langer Zeit hatte. Ein Entzücken ohne Maaß ließ ihr weder Ruhe noch Schlaf. Der Morgen fand sie noch wachend. Eduard eilte heute sehr früh zu seinem Freunde, um ihm zu sagen, daß Wilhelmine ein herrliches, ein vortrefliches Mädchen sei. Er sah sie am Fenster, und begrüßte sie zum erstenmal

freundlich. Sie erwiederte den Gruß mit einem himmlischen Lächeln. Erich hörte mit inniger Freude das Entzücken seines jungen Freundes. Er wurde jetzt der Schutz der Liebenden. Er brachte Eduard bald einmal zu Wilhelminens Mutter, und wurde gut aufgenommen. Henriette staunte über die Reihe der Begebenheiten. „Wer hätte das gedacht," sagte sie zu Erich, „gut daß es so gekommen ist, ich hatte ihm Unrecht gethan." So groß vorher ihr Argwohn war, so sehr wuchs nun ihr Vertrauen. Wilhelmine war so ruhig, so zufrieden, ihr fehlte gar nichts. Sie liebt ihn nicht, dachte Henriette. Jetzt schien sie es fast ungern zu sehen, daß die jungen Leute nicht wärmer gegen einander thaten. Doch beide waren zufrieden in dem Uebermaaß ihres Glücks, das sie sich vorher nicht zu träumen wagten. Sie waren glücklich wenn sie sich sahen; sie sagten sich's nicht, aber sie fühlten beide, daß sie es waren.

Erich sah wohl, daß sein Freund mehr aus Vergnügen als um's Geld arbeitete,

auch Henriette sah dies; und keinem fiel es auf, wenn er mehr in Holzhausen als zu Hedemünden war. Er studirte mit Erich Oekonomie, er lernte sie praktisch bei ihm. Sie arbeiteten mit einander im Garten, und sannen auf Verbesserungen. Erich fühlte sich mit jugendlichem Feuer hingezogen zu dem jungen Mann. Das Vertrauen, die Freundschaft, die Liebe, wuchs mit jedem Tage. Eduard war täglich bei Erich, und nie ging er, ohne Wilhelminens Mutter zu besuchen. Auch um ihren kleinen Haushalt bekümmerte er sich jetzt zuweilen. Er änderte hier etwas ab, machte dort eine kleine Verbesserung, und sein seligstes Geschäft war, mit Wilhelminen den kleinen Garten zu bebauen. Hier plauderten sie immer vertraulicher mit einander als in Erichs und der Mutter Gesellschaft. Wilhelminens Angst war verschwunden, Eduard gehörte zu der Familie, so schien es ihr. Die Mutter sah dies und fürchtete nichts. Als er noch entfernt war, quälte sie Mißtrauen; jetzt war er da, und sie

blieb ruhig. Es war mehr die Aehnlichkeit, die ihr Schicksal mit Wilhelminens Abenteuer hatte, das sie anfänglich gegen Eduard einnahm, als Mißtrauen gegen ihn selbst. Keiner dachte weiter an jene unruhigen Tage, selbst Wilhelmine nicht. Ihre Gefühle zu Eduard waren von ihren damaligen Empfindungen bei weitem unterschieden. Keine namenlose Angst, keine Träume quälten sie mehr, eine süße Innigkeit, ein herzliches Vertrauen beseelte sie. Ihr fehlte nichts, nur dann, wenn er nicht kam, fühlte sie eine bange Sehnsucht. Und auch hier täuschte sie ihr Herz, immer hatte sie einen Unglücklichen erfahren, den er helfen sollte.

Eduards Sparsamkeit setzte ihn in den Stand bedeutende Summen an Arme zu vertheilen, und er war der Retter mancher armen Familie geworden. Wilhelmine machte ihn mit den Unglücklichen bekannt; er half, sie rettete. Beide theilten die seligsten Empfindungen. Wenn sie so gerührt vor den Unglücklichen standen, die sie retten wollten, saunen; und endlich das Mittel

fanden: so hing ihr Blick voll inniger Liebe auf ihm, und sein sanfter Händedruck dankte ihr dies Entzücken. Sie wurden ernster, aber ruhiger, voll innigem Vertrauen. Sie kehrten zurück, Wilhelmine sprach mit Thränen von den Armen, sie dankte Eduard mit Thränen, daß er sie gerettet hatte. „Aber dürfen Sie dies alles so?" — fragte einmal Erich, der in der Freigebigkeit seines Freundes doch eine Unvorsichtigkeit zu sehen glaubte, zu der ihn seine Liebe zu Wilhelminen hinriß — „bereiten Sie sich nicht selbst Unruhen für die Zukunft, wenn Sie jetzt so helfen? Es ist großmüthig, es ist vortrefflich; aber ist es auch überlegt?"

Eduard verstand ihn. Er hatte eine Hütte und ein kleines Stück Land für ein Paar Liebende gekauft, die beiderseitige Armuth getrennt hielt. „Sollen wir immer fragen ob's klug ist" — sagte er feurig zu Erich — „wenn wir dem Unglücklichen helfen wollen; sollen wir zögern bis der unwiederbringliche Augenblick vorüber flieht;

sollen wir nicht helfen wo wir können? . . . Noch kenne ich keine andere Pflichten, als die mich an den Unglücklichen fesseln, und so lange ich arbeiten kann, theile ich gern mein Vermögen mit ihm.“ Dies sagte er aus voller Seele. Erich drückte ihm die Hand, Wilhelmine griff heftig nach der andern: aus Henriettens Auge strahlte Freude. „O wie gut sind Sie,“ sagte sie feurig. Eduard faßte sich nicht, sich selbst vergessend zog er das Mädchen sanft an sich; „ich bin so glücklich!“ sagte er. Es war ein entscheidender Augenblick. Eduard, noch immer in sich, in sein Entzücken verloren, zog Wilhelminen noch sanfter an sich; und umfaßte mit dem andern Arm die Mutter. „Könnte ich doch ganz glücklich seyn! . . .“ sagte er noch einmal.

Alle verstanden ihn, Alle schwiegen; doch keiner fühlte sich verlegen. Selbst die Mutter nicht. Sie drückte seine Hand. „Sie verdienen glücklich zu seyn, lieber Eduard.

Er war es ganz, durch Wilhelminens Zärtlichkeit, durch die Gewißheit ihrer Liebe.

Sein Entzücken, sein Glück wagte einen entscheidenden Streich. „Ich wäre es, ich wäre mehr als glücklich;“ rief er begeistert, wandte sich rasch zur Mutter, sank vor ihr nieder und umfaßte ihre Knie: „wenn ich Ihr Sohn wäre!“

Henriette war überrascht, sie vergaß sich, schlug beide Arme um ihn, und fuhr wieder zurück. Sie legte die Hand vor die Stirn um sich zu besinnen. Sie sah auf Erich, auf Wilhelminen, sie wußte nicht was sie wollte. „Stehen sie auf, lieber Eduard;“ sagte sie langsam, sich fassend.

Er sprang auf und warf sich neben ihr auf einen Stuhl. „O so werde ich wohl zum Unglück verdammt seyn;“ sagte er heftig.

Wilhelmine war außer sich, sie verlor die Besinnung, sie wurde ängstlich bei seinem gewaltsamen Zustande. Sie fing an zu zittern und die Farbe zu wechseln. Sie sah auf die Mutter als würde ihr Todesurtheil gesprochen.

Erich stand schweigend, voll gespannter Erwartung. Er dachte: „wie wird sich's enden!“

Henriette trat ängstlich vor Eduard hin und betrachtete ihn forschend. „Können Sie, dürfen Sie meine Tochter lieben?“ fragte sie mit feierlicher Stimme. „Ich kenne kein Glück, keine Pflicht, als Wilhelminen zu lieben!“ rief er mit eben der Heftigkeit. Sie wurde ruhiger. „Und Du, Wilhelmine,“ fragte sie sanft, „was sagst Du; was soll ich ihm antworten?“ Wilhelmine warf sich der Mutter in die Arme, und drückte schluchzend ihr Gesicht an ihrem Busen. Erichs Blicke jauchzten Beifall. Henriette hatte sich jetzt von der Ueberraschung erholt. „Uebereilt Euch nicht, Kinder;“ sagte sie gefaßter: „übereilen Sie mich nicht, lieber Eduard.“ Sie gab ihm die Hand. „Ich wünsche Sie recht glücklich zu sehen.“ Eduard drückte ihre Hand an seine Lippen, und Wilhelminens Hand an seine Brust. „Ich bin glücklich, über alles glücklich; wenn Sie

nur nicht wollen, daß ich unglücklich seyn soll!" sagte er noch einmal mit alle dem Feuer seiner Liebe.

So endigte sich die gewaltsame Scene. Sie gingen aus einander ohne etwas weiter zu sagen, alle zufrieden. Eduard kam nach Hause und fiel Jakob um den Hals. „Ich bin glücklich, mein Freund; sie liebt mich, die Mutter ist mir nicht mehr entgegen; ich bin glücklich, Jakob!"

„Gottlob!" — sagte der Alte — „Es war die höchste Zeit."

„Ich konnte nicht länger schweigen," unterbrach ihn Eduard.

„Ich auch nicht," sagte Jakob wieder; „mir wurde angst und bange. Wir sind schon zu lange hier."

Wie immer, verstand ihn Eduard nicht. Jakob hatte das letzte Jahr alle Geschäfte besorgt. Die Wechsel und alle Briefe an den Graf wurden nach Cassel geschickt; und von dorther erhielt der Onkel wieder die Briefe, die Eduard von Zeit zu Zeit schrieb. Jakob schickte sie auf tausend Umwegen

dort hin. Der Onkel glaubte sie schon seit drei Monaten in Paris. Er erwartete Beschreibungen, politische Nachrichten, und las nichts als Versicherungen von seines Neffen Dankbarkeit und Liebe; ohne einmal den Ort zu erfahren wo er war. „Wo bist Du denn eigentlich?“ schrieb er, „ich erwarte Bemerkungen über Deine Reise, Nachrichten von Paris; und laure vergebens ...“

Dieser Brief unterbrach jetzt Eduards Freude. Soll ich denn nie ungestört glücklich seyn; sagte er unzufrieden. Doch ich habe es verdient, setzte er hinzu, ich that Unrecht. Warum hinterging ich ihn? „Jakob, wir müssen alles entdecken;“ sagte er entschlossen zum Alten.

Um's Himmels willen nicht, so sind Sie verloren;“ redete Jakob dazwischen. Man berathschlagete wieder; und fand keinen Ausweg. „Ich will ihm wenigstens schreiben, daß ich auf meiner Reise aufgehalten wurde; daß ich liebe. Er ist nicht ohne Gefühl, gewiß wird er meine Liebe verzeihen!“ dachte Eduard voll froher Hoffnung, und voll

davon warf er sich am Schreibtisch. „Ich bin noch nicht in Frankreich, theurer Onkel,“ schrieb er; „in Deutschland, in dem schönsten Thale weile ich noch. Hier finde ich mehr als in Galliens reizenden Fluren, mehr als auf den schrecklichen Alpen. O könnte ich Ihnen schreiben, was ich hier fand! . . .“ Er malte seine Leidenschaft, das Bild seiner Geliebten, mit den feurigsten Farben; ihre stille Tugend, ihre Unschuld; er malte Wilhelminens Bild. „Verdient es nicht Verzeihung, theurer Vater, daß ich hier weilte?“ schloß er: „O gewiß Sie sind zu gut, daß Sie nicht meiner Liebe verzeihen sollten. In dieser Ueberzeugung nenne ich hier den Ort, wo Ihr Eduard jetzt so glücklich ist.“

Der Brief wurde abgeschickt. Eduard hielt schon alles für gewiß: die Verzeihung, den Segen des Onkels. Im Glück seiner Liebe hatte er die Furcht vergessen. Jakob schüttelte den Kopf: „Wir wollen sehen,“ sagte er bedenklich; „aber ich fürchte!“ Eduard beruhigte ihn, und eilte dahin wo seine Liebe ihn hinzog. Es tobte jetzt ein

Sturm in seiner Brust. Er wollte ganz glücklich werden. Seine Liebe hatte Wilhelminen das süße Geständniß entlockt. Erich fragte, ob er keinem von seinem Thun Rechenschaft zu geben hätte; auch die Mutter fragte dies und sah ihn scharf an. Eduard war gepreßt. „Meine Eltern sind todt," sagte er nach einer Pause, „ich bin mein eigener Herr sobald ich will." Eduard sagte dies ohne etwas dabei zu denken, er hoffte auf die Einwilligung seines Onkels. Henriette war zufrieden mit der Antwort, sie gab ihm die Hand. „Ich hoffe Glück von Ihnen, lieber Eduard," sagte sie bewegt: „ich gebe Ihnen ja mein ganzes Glück;" setzte sie noch bewegter hinzu. „Ich dachte nicht, daß es so kommen würde; aber nun danke ich Gott, daß es so kömmt."

Eduard stürzte auf ihre Hand. Eine Thräne aus seinem Auge brannte heiß auf ihren Arm. „Sie machen mich glücklich;" rief er entzückt: „aber mein Leben, mein Alles gehört Ihnen: ich will nur für Sie, für meine Wilhelmine leben!"

Die Mutter umarmte ihn, Erich drückte ihn an seine Brust. „Sagen Sie Ihrer Wilhelmine, daß ich Ihre glückliche Mutter bin," sagte Henriette gerührt: „sie ist im Garten." Eduard stürzte hinaus, in die Laube. Da saß Wilhelmine in Gedanken verloren. Sie war unendlich reizend in diesem süßen Nachdenken. Eduard stürzte vor sie hin. „Wilhelmine, Geliebte!" Sie sah auf und erschrak. „Wilhelmine, ich bin Dein, auf ewig Dein!" Er schlang beide Arme um ihren Hals, drückte sie an seine Brust, und zum erstenmal preßte er seine Lippen auf ihren Mund. „Ich bin Dein!" rief er noch einmal; „bist Du mein, Geliebte?"

Wilhelmine wurde blaß, ihr Busen hob sich gewaltsam; sie wollte reden, und ein heftiges Schluchzen hemmte ihre Stimme. „Eduard! Eduard!" rief sie; weiter vermogte sie nichts. Sie hielt ihn fest, mit inniger Zärtlichkeit umschlungen.

Die Mutter kam, Erich kam. Es war ein glücklicher, wonnevoller Tag, dieser

und die folgenden. Wilhelmine hing an seinem Arme wenn sie ausgingen; keine Stelle im Thale blieb unbesucht, allenthalben überströmte sie das Entzücken ihres Glücks. Eduard vergaß alles. Man sah ihn nur selten in Hedemünden, immer war er in Holzhausen. Er kam am Morgen, und ging erst spät wieder am Abend. Jakob ängstigte sich für seinen Herrn. Er freuete sich über sein Entzücken, es ward ihm ohnmöglich es zu unterbrechen, und doch verfolgte ihn die Furcht vor dem Onkel. Es läuft nicht gut ab, klagte er oft wenn er so allein saß; und über dich wird's herkommen, alter Jakob. Doch mag's gehen wie es will! sagte er dann entschlossener: es gilt ja für ihn. Er verbarg sogar den Graf seine Besorgniß.

Eduard war unsäglich glücklich. Täglich gewann seine Liebe neue Reize, neue Stärke. Sie gründete sich auf Achtung, auf Vertrauen, auf innige Freundschaft. Er hatte Alles, so wie er Wilhelminens ganzes Glück war.

Kurze Zeit hatte diese Freude gedauert, da kam ein Brief von dem Onkel. Eduard las, und wurde bleich. Der Oheim schrieb:

„Ich wollte Du hättest gespielt, Schulden gemacht, oder Du wärest eingezogen, Eduard. Ich wollte bezahlen, Dich loskaufen, ich wollte lieber alles; als hören, daß Du auf dem Lande um ein Mädchen herumschwärmst. Ja ich wollte lieber vierzehn Tage das Podagra haben; und gern noch länger, wenn ich dadurch Deine Unbesonnenheit wieder verbessern könnte. Unbesonnen ist's; Eduard, sehr unbesonnen. Dir hätte ich's fast nicht zugetraut. Du bist kaum einige zwanzig Jahre alt, und Dein Mädchen auch nicht viel über siebenzehn, das seh ich aus der Beschreibung. Ihr liebt Euch: und was soll daraus werden? Eine glückliche Ehe von drei Monaten, wenn der Onkel seinen Segen giebt; dann lernt Ihr Euch kennen; findet einander alltäglich; wenn der Zauber verschwunden ist, langweilig, und unerträglich. Ihr fühlt Euch unglücklich, und Eure Familie mit Euch.

Eduard, dies ist das Bild der meisten Ehen, die jugendliche Unbesonnenheit knüpfte. Und wie selten bleibt's hierbei stehen; wie oft schlägt ein solcher Schritt nicht eine Wunde, die keine Zeit heilt, deren Schmerz keine Zerstreuung erstickt; die keine Freude fühlen läßt! Nein, Eduard, ich kann Dir nicht verzeihen; nur wenn ich Dich hier sehe, werde ich vergeben. Komm bald, Du sollst jetzt nicht reisen, ich erwarte Dich. Ich bin's überzeugt, von Deiner Rechtschaffenheit bin ich's überzeugt, daß Du dem Mädchen noch keine Hoffnungen machtest. Komm und eile." —

Eduard war in der peinlichsten Unruhe. Er drückte den Brief zusammen, er haschte vergebens nach einen Entschluß. Hätte der Onkel getobt, gedroht, er wäre ruhiger gewesen. Aber was sollte er diesen herzlichen Bitten entgegen setzen? Meine Liebe, meine gränzenlose Liebe! rief er; o er muß sie billigen! ... Er schrieb:

„Es ist geschehen, theurer Onkel, es ist geschehen. Schon lange habe ich mich Wilhelminen

helminen erklärt, Monate schon bin ich durch ihre Liebe der glücklichste Mann. Nur Sie können dies Glück vollenden; unser Glück das ewig seyn wird. Sie irren theurer Oheim, wenn Sie uns nicht Beständigkeit genug zutrauen unser Glück zu ertragen; — Wankelmuth, Untreue? dies fürchten Sie von Eduard, von mir? o womit habe ich verdient, daß Sie mich unter den Elendesten herabwürdigten? nur der niedrigste Bösewicht, der Abschaum der Menschheit nur, kann einen Menschen unglücklich machen. Und dies traueten Sie mir zu? — Nein, ich kann die Bande nicht zerreißen, die mich an das edelste Mädchen fesseln. Nichts, keine Gewalt kann dies; die Natur, die Gottheit selbst hat sie geheiliget! Sie sind fest, auf ewig fest! Lehrten Sie mich nicht selbst ein gegebenes Wort heilig zu halten? es selbst zu meinem Schaden zu erfüllen; und hier, hier sollte ich den Schwur brechen der mich allein glücklich macht! Ich soll das Mädchen verlassen, ohne dessen Besitz ich unglücklich, gränzen-

los unglücklich würde! — Es ist ohnmöglich, meine Liebe, meine Pflicht hat mich ewig an sie gefesselt!“ —

So flehete Eduard, die Sprache der Liebe, der zärtlichsten Leidenschaft. Er beschwur den Oheim ihn nicht elend, die Geliebte nicht unglücklich zu machen. „Ich kann nicht kommen, ehe ich nicht Ihre Verzeihung, Ihren Segen habe. Ich kann nicht kommen, Sie selbst müßten mich verachten, wenn ich die Theure verlassen könnte.“ —

Der Brief ging ab. Eduard suchte nun alle Fassung zusammen, um heiter vor Wilhelminen zu erscheinen. Es war ihm ohnmöglich ganz ruhig zu seyn, schon lange war ers nicht. Der bittere Vorwurf quälte ihn, daß er gegen die Geliebte, gegen die theure Mutter den Geheimnißvollen spielte. Schon lange wollte er ihnen seinen Stand entdecken, aber eine geheime Angst, eine unüberwindliche Furcht hielt das Geständniß zurück. Erich gab die Veranlassung dazu. Sie sprachen einmal von den

Nothlügen. „Dies ist ein kritischer Punkt in der Moral,“ sagte Erich, „wir haben schon manche Abhandlung darüber, die sie vertheidigen, ich wollte wir wären damit ins Reine.“

„Und sind Sie dies nicht?“ fragte Henriette.

„So ganz nicht, noch neulich habe ich eine Schrift darüber gelesen, welche die Sache wieder in Zweifel zieht. Ich will sie mal holen.“

„Nicht Ihre Bücher; lieber Erich,“ fiel Henriette ein: „Ihr Herz, Ihre Grundsätze, Ihr Gefühl wollte ich hören; keine gelehrte Abhandlung. Das verstehe ich nicht.“

„Die Vernunft muß doch entscheiden,“ sagte Erich etwas hitzig: „Ihr empfindsamen Weiber wollt immer alles aus dem Gefühl wissen.“

„So wie ihr stolzen Männer alles aus der Vernunft beweisen wollt,“ unterbrach ihn Henriette, „Ihr studiert, wählt, verwerft, macht Schlüsse, Beweise, und zimmert Euch

ein System zusammen. Nun habt ihr den Stein der Weisen gefunden, und macht es stolz bekannt. Man staunt, bewundert, dies war der einzige mögliche Beweiß, man ist überzeugt, und betet nach;" . . .

„Das ist falsch," rief Erich dazwischen. „Kein Denker betet nach. Er untersucht, prüft, und nimmt an."

„So oder so, es kömmt auf eins hinaus. Kurz, Ihr arbeitet Euch in das neue System hinein; und seyd zufrieden. So dauert es einige Jahre, oft nicht einmal so lange, dann entsteht ein Sturm. Man erklärt Euer stolzes Pracht-Schloß für eine elende Leim-Hütte; ein Windstoß zertrümmert sie, Ihr erschreckt, werdet unruhig, und bauet von neuem, bis wieder eingestürzt wird. So geht es immer, und nie kommt Ihr ins Reine. Habe ich nicht recht lieber Erich?" .

Erich trocknete sich die Stirn. „Sie haben beinahe recht, so geht es fast, aber durch das immerwährende Prüfen kommen wir doch endlich zur Gewißheit."

„Sie sprechen als Philosoph, lieber Erich. Und da versteh ich Sie nicht. Nur als Mensch müssen Sie mit mir reden, nicht als Gelehrter. Mein guter Vater sagte einmal, als er sich auch so verdrüßlich studiert hatte: warum unterscheidet man die Philosophie nicht als Wissenschaft; und als Sache der Menschheit? Für den Gelehrten gehört das System, für den Menschen nicht. Man sollte ein System für die Philosophie haben, so wie man Landkarten hat. Man mag diese tadeln, verbessern, andere entwerfen, die Menschen bekümmern sich nicht darum; ob das Land, das sie bewohnen, auf einer General- oder Special-Karte erscheint, ob es grün oder gelb gemahlt, so oder anders begränzt ist. Sie sind unbekümmert darum, auf ihren Bergen, in ihren Thälern, sie sind glücklich; kein Geograph beunruhigt sie, keiner kömmt um ihre Berge zu verlegen, ihre Thäler zu erweitern, die Flüsse nach einer andern Richtung zu leiten, wenn damit auch für seine Karte gewonnen würde. — Die Philosophen möchten immer

ein System für ihre Wissenschaft entwerfen, nur anderen sollten sie es nicht aufdringen wollen; sie sollten Gelehrte werden, aber Menschen bleiben; und die stille Ueberzeugung nicht verachten, deren Stimme so laut in uns spricht!" — „Damals verstand ich meinen Vater nicht," sagte Henriette gerührt: „ich plauderte ihm seinen Unmuth von der Stirn, aber hier habe ich oft noch darüber nachgedacht; jetzt fühle ich was er sagen wollte."

Eduard war begeistert, gerade dies dachte und empfand er. „Dies fühle ich auch," rief er feurig, „Ihr Vater hatte recht; und am Ende ist's noch nicht erwiesen, woher der Philosoph sein erstes Princip nimmt," sagte er zu Erich: „ob aus dem Gefühl, der Erfahrung, oder sonst woher? und so lange dies nicht deutlich ist, kann auch nichts damit bewiesen werden."

„Das ist's eben;" sagte Erich bedenklich; „man weiß in der Philosophie nicht wo man anfängt, und von woher man ausgehen soll."

„Und will doch alles daraus beweisen, für die Zukunft sogar;“ setzte Eduard hinzu: „unsere Freundinn hat recht, das Gefühl entscheidet oft mehr und sicherer als eine gelehrte Abhandlung.“

„Ja so die Abhandlung,“ fiel Erich wieder ein: „ich könnte sie Ihnen vorlesen, sie ist sonst recht scharfsinnig, aber beweisen thut sie auch nichts. Doch ich bin neugierig, was Sie aus Ihrem Gefühl gegen die Nothlüge sagen; liebe Henriette, ich habe nur Abhandlungen im Kopf, und die wollen Sie gar nicht hören. Sagen Sie mir mal, halten Sie die Nothlüge für erlaubt, oder nicht?“

„Ich kenne keine Nothlüge,“ sagte Henriette, „eine Lüge bleibt Lüge, und also immer strafbar.“

„Aber es kann doch Ausnahmen geben,“ fiel Eduard betroffen ein.

„Ich zweifele lieber Eduard. Ich wenigstens, ich gestatte keine.“

„Wenn Sie dadurch nun einen Menschen retten könnten; wenn Sie durch die Wahr-

heit unglücklich würden; auch dann gestatteten Sie keine Nothlüge?"

„Wenn meine Pflicht mir das Geständniß geböte, so würde ich gestehen, ohne Rücksicht auf mich, noch auf andere. Doch dies sind seltene Fälle, und man macht sie blos durch ein leeres Philosophiren zweifelhaft und gefährlich. Eine Lüge kann nie Pflicht werden, und wenn meine Pflicht mir zu schweigen gebietet, so ist dies keine Lüge. Ausnahmen giebt's nicht, sonst würde jedes Verbrechen eine Ausname seyn sollen."

„So ist es!" rief Erich erstaunt: „den Satz will ich unter die Abhandlung setzen, und weiter ausführen; Lügen kann nicht Pflicht; und pflichtmäßiges Schweigen nicht Lügen genannt werden; so ist es, ich will es schon ausführen." Er schrieb den Gedanken auf, und sprach mit sich selbst. Aber wenn darf ich schweigen? fragte er sich, wenn meine Pflicht mir nicht zu reden gebietet; und wann thut sie dies? „Das drehet sich alles um einander," sagte er laut: „es ist doch immer ein zweifelhafter Satz;

Eduard, wenn darf ich schweigen? Sehen Sie, es wäre doch immer besser, man hätte ein festes, auf alles anzuwendendes Princip, so ein Wegweiser; mit den Ausnahmen ist's doch immer eine mißliche Sache. Darf ich zum Beispiel meinem Freunde etwas verhelen?"

Erich verirrte sich durch die Frage in ein anderes Feld, aber er erschütterte dadurch zwei Herzen. Henriette erröthete, und Eduard wurde verwirrt. „Es kann Ausnamen geben," sagte Eduard.

„Mit Ihren Ausnamen. Ich will bestimmte Entscheidung. Sagen Sie Henriette, ich sehe daß Sie nachdenken über die Frage; sie gehört zwar nicht ganz in dies| Kapitel, aber doch unter die Noten sagen Sie, darf ich meinem Freunde etwas verhelen?"

Henriette war bestürzt durch diese Anrede. Doch einen Augenblick nur. „Ausnamen giebt es nicht," sagte sie bestimmt, „aber eine Regel für alle kann ich nicht festsetzen. Das Gefühl für Tugend, für Recht-

schaffenheit muß hier entscheiden. Kann mein Freund mein volles Vertrauen fordern, gehört das Geheimniß, was ich verberge, auch ihm; kränke ich seine Rechte, wenn ich schweige; so ist's ein Verbrechen an der Freundschaft, das nichts entschuldigen kann. Aber — — betrifft dies Geheimniß die Ruhe meiner Seele, ist's etwas das mir allein, unausschließlich mein gehört, das ich mir zum Eigenthum machte, ohne den Freund zu beleidigen, so kann ich dies Schweigen nicht tadeln." — —

Eduard erholte sich. Er glaubte seine Rechtfertigung zu hören. Doch ein geheimer Vorwurf quälte ihn noch, Henriette hatte ihn ja gefragt, er war ihr Aufrichtigkeit schuldig, und er hatte geschwiegen. Freilich in der Ueberraschung, in der Hoffnung es würde sich schon finden, aber er fühlte das Unrecht, er fühlte daß er sie gekränkt hatte. Er wagte es noch nicht sich zu entdecken, er wollte erst wissen was er zu fürchten hätte, und warf wie von ohngefähr die Frage auf: „Wenn Ihr Freund Ihnen etwas verhelte,

wo Sie Rechte auf seine Aufrichtigkeit hatten, wenn Sie diese fordern konnten, und er schwiege aus Furcht, aus Uebereilung vielleicht, würden Sie diec verzeihen?“

Henriette sah ihn prüfend an, „verzeihen würd' ich ihm,“ sagte sie nachdrücklich, „aber mein Freund könnte er nicht bleiben. Er schwieg nicht aus Grundsätzen, es war Leichtsinn; er kränkte die Freundschaft, die er nicht verdiente.“ Dies und noch mehr hatte Edsuard von Henriettens Grundsätzen gefürchtet, und immer geschwiegen. Er hatte tausend Ideen, wie er seine Fehler verbessern wollte, und führte nicht eine aus. Immer fürchtete er, Henriettens Vertrauen, Wilhelminens Liebe zu verlieren, und dachte nicht daß er auf dem geraden Wege dazu war. Seine Furcht wurde noch größer. Erich erzählte von einem jungen Edelmann, der ihn dringend gebeten hatte, ihn heimlich mit einer Schneiders Tochter zu verbinden. Er hatte es abgeschlagen. Bei dieser Gelegenheit sprach er über die Mesallianςen. Henriette sprach

auch darüber, aber nicht wie sie gewöhnlich sprach. Sie war bitter, fast ungerecht. Sie trauete fast keinem Adligen wahre Liebe zu, „ihr Herz ist dazu verdorben," sagte sie, „Wollust, schändliche Wollust ist's, was sie Liebe zum Bürgermädchen nennen — — Liebe ist ihnen fremd."

Erich schüttelte den Kopf, was er immer that wenn er nicht gerade zu widersprechen wollte. Eduard erschrak, und der Vorsatz sich zu entdecken, wurde wieder erstickt.

So hatte er geschwiegen, bis ihm des Onkels Briefe neue Unruhen machten. Er war nicht ganz mehr so unbefangen wenn er bei Wilhelminen war, und zu Hause saß er oft in tiefen Nachdenken. „Was soll daraus werden Jakob?" „das weiß ich nicht," antwortete der Alte, „die Maske hat mir schon lange nicht mehr gefallen. Anfänglich wohl um zu sondiren, um das Mädchen auf die Probe zu stellen, dachte ich, daß sie den Mann und nicht den Graf liebte; aber jetzt ist es Unrecht wenn Sie schwei-

gen. Sie müssen sich entdecken.“ Eduard versprach es, und ging in den festen Vorsatz hin; aber Henriettens forschender Blick ließ das Geständniß nicht empor kommen. So verging ein Tag nach dem andern, und es geschah nichts. An einem Nachmittag saß er nachdenkend auf seinem Zimmer, die Unruhe hielt ihn heute von Holzhausen zurück. Er sann über die seltsame Verwickelung nach. Auch der Onkel hatte noch nicht geantwortet. Von allen Seiten fühlte er sich gedrängt. Da stürzte Jakob ins Zimmer. „Er ist da, er ist selbst da,“ rief er todtenbleich vor Schreck.

„Wer?“ fragte Eduard, und taumelte auf, dem Unglücks-Boten entgegen. „Wer ist da?“ . . .

„Er, er; — Ihr Onkel. Eben ist sein Reisewagen vorbei gefahren, ich kenne den Kutscher, dort unten wird ausgespannt, ich habe ihn selbst schon gesehen.“ —

Der Graf lief wie rasend im Zimmer umher. „Lauf hin, sag ich wäre nicht hier, wäre verreist, nein bleib“ — so widersprach

er sich selbst, er wußte nicht was er sollte. Da trat der Onkel in die Thür. „Guten Abend Eduard.“

Eduard bebte.

„Eduard, mein Sohn, mein Eduard, Du erschrickst über meine Ankunft. Erhole Dich in meinen Armen lieber Sohn.“

Eduard schwankte ihm entgegen, wie ein Verbrecher. „Ist's nicht als wenn Du dem Tode entgegen müßtest,“ sagte der Onkel empfindlich. „Eduard was ist dies?“

„Die unerwartete Freude, die Ueberraschung — die Lage in der Sie mich fanden, alles bringt diese Verwirrung hervor. Ich weiß selbst nicht wie mir ist. Lassen Sie mir nur Zeit, es wird schon anders“ — sagte er stockend in Absätzen.

Der Onkel sah ihn bedenklich an. „Ich hoffe nicht daß Du Ursache hattest über meine Ankunft zu erschrecken; Eduard sag' nein, ich bitte Dich sag' nein.“

Eduard schwieg noch immer. Er konnte keine Worte finden, der Schreck, die Ueberraschung hatte ihm die Zunge gelähmt.

Der Wirth trat ein, und brachte eine Kleinigkeit. Es war ein Vorwand seiner Neugierde. Er betrachtete den Fremden von der Seite, und ging zu Eduard. „Ich hätte wohl eine Bitte lieber Herr Eduard,“ sagte er mit wichtiger Mine . . .

Der Onkel fuhr auf; „wie nennt Er den Herrn da? mein Freund,“ unterbrach er den Wirth.

„Nun ja; Herr Eduard, sagte ich,“ antwortete der Mann erschrocken, bei dem fürchterlichem Gesicht des Fragenden.

„So?“ fragte der Onkel heftig, „so steht es hier? Eine schöne Lebensart! Mein Freund, dies ist der Graf von Wallerstein, nun vergeß Er künftig den Respekt nicht.“ Er sah nach der Thür.

„Werde nicht ermangeln,“ sagte der Alte. „Graf und Mahler?“ murmelte er noch im Weggehen, „sonderbar“ —

Der Onkel hörte die letzten Worte, er wollte den Alten zurück rufen, und besann sich. „Was ist das Eduard, was ist das

für eine Mummerei? Mahler; sagte der Alte? was ist dies! sprich.“

Das kam Schlag auf Schlag. Eduard war außer sich, sein Auge blickte wilde Verzweifelung, er ballte die Hand gegen den Kopf, „o ich Unglücklicher!“

„Unglücklicher? nein, sag Elender, abscheulicher Bösewicht, sag alles, nur nicht unglücklich, das bist Du nicht.“ Der Onkel war aufgebracht, er fürchtete das Schrecklichste. „Fort von hier, gleich fort, ich fürchte ich ahnde alles. Es ist schrecklich!“ —

Dies sprach er schnell im Ausbruch der Wuth. Eduard antwortete nichts, er fürchtete sich zu widersprechen, er kannte die aufbrausende Heftigkeit des Onkels. Jakob hielt sich unten versteckt. Er zitterte, dem aufgebrachten Herrn vor die Augen zu kommen. Das wird etwas setzen, sagte er laut zu sich selbst, das ist ein Unglück! — so ging er klagend umher, und vermied jeden der ihm begegnete.

Der Wirth sah dies, er hatte die Heftigkeit des Herrn gehört, er begriff es nicht.

Graf

„Graf ist er also? Graf? und giebt sich für einen Mahler aus? — um das arme Mädchen zu betrügen? — nein, das soll er nicht!" Er nahm Hut und Stock und eilte aus dem Hause nach Holzhausen zu. „Guten Abend Frau Schmidt," redete er Henrietten keuchend an. Er setzte sich. „Sie nehmen nicht übel, daß ich Sie so überfalle. Eine Sache von Wichtigkeit."

Henriette erschrak. „Er ist doch nicht krank" rief Wilhelmine, „darum war er nicht da, daher meine Angst! was fehlt ihm?" fragte sie schnell hinter einander: „lieber Mann ist es gefährlich? reden Sie doch; was fehlt ihm? ist's gefährlich?"

„Das gerade nicht, aber es könnte es doch werden;"

„Mutter ich gehe zu Erich, er soll ihn besuchen," rief Wilhelmine, und flog zur Thür hinaus.

„Gut daß sie weg ist," hob der Alte wieder an, „sie würde sich zu sehr erschreckt haben. Erschrecken Sie nur nicht."

„Ist er tod?‘ fragte Henriette leichenblaß, „ist er tod?“ —

„Vielleicht wär's besser wenn er's wäre; es ist ein Unglück, ein Lerm im Hause.“

„Was? sagen Sie nur was es ist,“ fiel Henriette ängstlich ein. „Sagen Sie doch.“

„Nun ja, sein Vater ist da. Nun wissen Sie es einmal. Es ist ein Graf. Er tobt, er flucht, er will hauen und stechen.“

Henriette bebte. „Sein Vater ein Graf?“ fragte sie, und nahm alle Kräfte zusammen, um sich zu fassen. „Sie hörten wohl nicht recht, es ist vielleicht ein Irrthum.“

„Nein, ich irre nicht. Bald wäre es mir theuer zu stehen gekommen, daß ichs that. Ich nannte ihn Herr Eduard: alle Wetter wie fuhr mich da der alte Herr an, Graf ist er, schrie er mir ins Ohr, Graf, und nun mußte ich zur Thür hinaus. Ich ging auf mein Zimmer neben an, und da hörte ich alles. Es muß ein abscheulicher Mensch seyn, der Eduard; er will ihn in Ketten und Banden legen, Sie, alle. Wenn

er mir nur nichts thut; er sah mich so fürchterlich an.“ (Er sah furchtsam um sich.)

„Gott ist's wahr? o es ist wahr,“ rief Henriette verzweifelnd, „es ist wahr!“ Sie konnte nicht zweifeln. Der alte Mann war selbst erschüttert durch die Erzählung. „Ihre Nachricht ist schrecklich,“ sagte sie zerschmettert, „aber wahr kann sie seyn, ich fürchte dies fast. Können Sie mir nicht Ueberzeugung geben, daß ich's selbst hören, selbst sehen kann. Ich will Ueberzeugung haben. Ich will mit gehen, führen Sie mich auf das Zimmer wo Sie das hörten.“ Sie kleidete sich eiligst an. Wilhelmine kam zurück, und mit ihr Erich. Beide erschraken wie sie die Mutter eilfertig sahen.

„Es war ein Irrthum,“ sagte Henriette. „Es war nichts. Er ist ganz wohl. Wilhelmine sey ruhig; ich bin in einer Stunde wieder da.“ Sie redete mit Erich, und gab Wilhelminen die Hand, „sey ruhig mein Kind.“ Sie ging mit dem Mann aus der Thür.

Wilhelmine sah ihnen nach, ihr Auge hing voll Thränen, „es ist nichts?“ sagte sie, „ach ich fürchte es ist sehr viel! Sie war so ängstlich, so blaß, war sie dies nicht?“ Mit den Fragen bestürmte sie Erich. „O! wenn es nur kein Unglück ist!“ brach sie weinend aus. Erich beruhigte sie. „Wir wüßten es gewiß, wenn es ein Unglück wäre, sie hätte es gleich gesagt, und uns nicht durch peinliche Ungewißheit gemartert. Es ist nichts, kein Unglück nicht, gute Wilhelmine.“

Wilhelmine schwieg, aber beruhiget war sie nicht. Sie war bekümmert um die Mutter, „die arme Mutter!“ seufzte sie, und ihre Angst stieg aufs höchste.

Henriette kam mit ihrem Führer nach Hedemünden, und unbemerkt ins Haus auf das Nebenzimmer. Es war jetzt stille. Bald hörte man gehen, „das hätte ich nicht gedacht;“ sagte eine Stimme.

„Dies ist der alte Herr,“ flüsterte der Wirth Henrietten leise zu. „Er ist jetzt etwas ruhig. Aber vor einer Stunde tobte

er fürchtetlich. Doch es geht wieder los, hören Sie? . . . ?

Henriette horchte. In der That die Stimme wurde heftiger. Sie sah, sie hörte alles.

Der Onkel tobte heftig: „Nichts, gar nichts, Eduard; sagst Du zu Deiner Vertheidigung? Bist Du ganz der Verbrecher, daß Du Dich nicht einmal entschuldigen kannst?“

„Sie hörten mich ja nicht,“ sagte Eduard verwirrt, „ich liebte; ich wollte“ — . . .

„Ja Du abscheulicher Mensch, Du wolltest das Mädchen verführen! Du liebtest; sagst Du? Nein, Du hättest sie so nicht betrügen können! Warum verbirgst Du ihr Deinen Stand?“ —

„Weil . . . weil ich“ — stotterte Eduard.

„Weil Du ein Elender warst, der des Mädchen Herz erschleichen wollte. Dem Mahler trauete sie, den Graf hätte sie geflohen. Du betrogest sie, wie mich. — Er warf sich mit der größten Heftigkeit aufs

Sofa. „Nun bin ich wieder kinderlos;“ rief er erschüttert.

Dies hörte, dies sah Henriette ... — „Was sagen Sie nun,“ flüsterte der Alte, „hatte ich nicht recht? — Aber was ist Ihnen? — Was fehlt Ihnen? — Allmächtiger Gott! was ist das?“ —

Henriette war von der Thür zurück auf einen Stuhl gesunken. Sie lag da, blaß, ohnmächtig, entseelt. Der alte Mann wußte nicht was er anfangen sollte, er wollte schreien und wagte es nicht, er wollte Hülfe rufen und fürchtete den Lärm. „Was soll ich thun?“ fragte er fast weinend, und schüttelte die Entseelte: „was soll ich thun?“ — So dauerte es lange, endlich schlug Henriette die Augen auf. „Was soll ich thun?“ fragte der Alte wieder. „Führen Sie mich weg von hier,“ antwortete sie leise mit schwacher sterbender Stimme. Der Mann zitterte, „Sie können ja nicht gehen, erholen Sie sich nur erst.“ Er brachte ein Glaß Wasser. „Hätte ich das gewußt, ich wäre Ihnen weit geblieben.“ Er hielt ihr ängstlich das Wasser vor.

„Trinken Sie doch. Sie werden schon wieder blaß. Ja hätte ich das gewußt. — ich wäre Ihnen weit geblieben.“

„Sie haben ihre Pflicht gethan, lieber Freund,“ sagte Henriette matt und tröstend. „Ja Sie haben eine Unglückliche retten wollen, Sie haben es gethan, — Ihre Schuld ist's nicht, wenn die Arme noch unglücklicher wird.“ —

Henriette war in der fürchterlichsten Lage, selbst in jener schrecklichen Nacht war sie nicht so erschüttert: Dort sah sie nur ihr Unglück; jetzt fühlte sie den Schmerz; das Elend ihrer Wilhelmine. Niedergedrückt von der Last ihrer Empfindung sank sie blaß zurück. Sie erholte sich, sie war ein Weib, ein großes seltenes Weib. Unter dem Druck des Unglücks sank sie nieder, aber sie erhob sich. Sie faßte da einen Entschluß wo der Mann gezittert, getobt, gerast: wo ein schwächeres Weib sich dem Schmerz der Verzweifelung überlassen hätte. „Ich will wieder nach Hause,“ sagte sie zu ihrem Führer und stand auf. Der Alte staunte über ihren

Muth, über ihre schnelle Entschlossenheit, und sie gingen eben so unbemerkt als sie kamen.

Indeß legte sich der Sturm etwas in des Onkels Brust. Er war jähzornig, heftig, wild wie ein tobender Orkan der alles niederreißt, was sich ihm widersetzt; aber nur kurze Zeit. Widersprach man ihm nicht, war der erste Sturm glücklich vorüber, so wurde er nachdenkend, und dann gab er Gründen und Vorstellungen Gehör. Diesen Moment wartete Eduard ab. Der Onkel hatte sich voll Wuth und Schmerz aufs Sofa geworfen, dies war der letzte Sturm. Nun schwieg er, sein Blick eilte unruhig von einem Gegenstand zum andern. Eduard trat vor ihm. „Ich bin sehr unglücklich, lieber Onkel, durch Ihren gerechten Unwillen; aber so sehr ich ihn verdiene, so fühle ich doch daß Sie mir Unrecht gethan haben.

Der Onkel sah ihn an, und schwieg.

„Hatten Sie nicht meinen Brief gelesen? konnten Sie mir eine so schwarze That zutrauen?“

„Warum verbargst Du Deinen Stand, wozu die Gaukelei, hier den Mahler zu spielen?“ sagte der Onkel unwillig aber doch ruhiger.

Eduard hatte gewonnen so bald ihn der Onkel hörte. „Dies that ich schon lange, ehe ich Wilhelminen sah;“ sagte er entschuldigend: „Es war eine Grille, ein scherzhafter Einfall vielleicht. Zuweilen kam ich in diese Gegend, unterhielt mich mit den Landleuten, und um ihr Vertrauen zu gewinnen verschwieg ich meinen Stand. Dies ist alles. Nachher sah ich Wilhelminen, ich war allgemein schon als Mahler bekannt und mußte schweigen. Schon längst wollte ich mich entdecken, jetzt war es mein fester Entschluß; und Ihre Ankunft überraschte mich.“

„Das Mädchen ist also eine Bürgerliche?“ fuhr der Onkel heftig auf: — „Doch ja das ahnete ich ja gleich! . . . — Um ein Fräulein hättest du nicht so lamentirt,“ setzte er nach einer Pause etwas ruhiger hinzu, „Du wußtest was Du zu fürchten hattest. Er schwieg. Nein, daraus wird nichts, Du kennst meine

Grundsätze, und es sind nicht nur meine, jeder Vernünftige denkt so," sagte er entschlossen.

„Es wäre doch hart," fiel Eduard ein, „wenn die Tochter des Bürgers unwiderruflich von der Verbindung mit einem Edelmann ausgeschlossen wäre; wenn gar keine Ausname statt fände. Dies wäre grausam, mehr als grausam, lieber Onkel."

„Weder hart noch grausam. Gerecht, billig, natürlich sogar. Es ist schändlich von dem Edelmann, wenn er ein solches Mädchen unglücklich macht, niederträchtig ist es! — Und glücklich kann er sie nicht machen" . . . — Er verlohr sich in den Gedanken. — „Nein," hob er wieder an: „Du weißt was ich Dir über Liebe, über die Erziehung schrieb, diese ist ein unüberwindliches Hinderniß!" — rief er heftig.

Eduard sah den Kampf mit dem er dies sagte, und er fürchtete von neuen, es schien als hinge seine eigene Ruhe von dieser Behauptung ab. Er schwieg einen Augenblick, um ihn nicht gleich durch den Einwurf aufzubringen. „Wenn die Erziehung immer so ist,

wie Sie glauben," fing er an, „und wie man sie oft findet, dann mögen Sie recht haben, lieber Onkel, doch nicht immer ist sie so, es giebt Ausnamen. Sagten Sie nicht unsere Erziehung hätte auf unsere Grundsätze Einfluß, oder umgekehrt, unsere Grundsätze sind unsere Erziehung?" —

„Ja so ist's Eduard, unsere Grundsätze sind unsere Erziehung, ganz recht, und diese ist zwischen dem Adel und Bürger so verschieden, daß sie ein natürliches Hinderniß wird." Er wurde ruhiger, wie er dies sagte.

„Ein natürliches Hinderniß?" fragte Eduard langsam, „ja wenn sie dies wäre, ohne Ausname, lieber Onkel, dann hätten Sie recht. Aber ist denn die Erziehung zwischen Adel und Bürger immer so verschieden, daß sie verschiedene Grundsätze zur Folge haben muß? — Ich glaube man hat nur eine Erziehung, die der Edelmann wie der Bürgerliche genießen sollte, und wäre dies, dann würden auch ihre Grundsäze gleich seyn. Man kann verschiedene Grundsätze nie dem Stande zuschreiben, nur dem Menschen; und der ist

beim Adel so verschieden wie beim Bürger. Der unedle, der niedrige Mensch ist sich immer gleich, er sei Graf oder Bettler, und so ist's auch der edle. Die Tugend kennt keinen Rang."

„Aber," fiel der Onkel heftig ein: „unsere Gewohnheiten, unsere Vergnügungen bilden unsere Sitten, und damit auch unsere Grundsätze. Es scheinen Kleinigkeiten, aber sie sind wichtig! Eduard, wichtiger als Du denkst!" — Er sah daß er mit der Erziehung nicht durchkam, nun vertheidigte er die Gewohnheit. Eduard widersprach: „Wer sich von solchen Kleinigkeiten hinreißen läßt," sagte er feurig, „der ist kein Mann; er hat keine Grundsätze; und dann mogte er Bürger oder Graf seyn, er war ein Elender. Wir können andere Sitten, andere Gewohnheiten äußern, aber auf unseren Charakter dürfen sie keinen Einfluß haben, unsere Grundsätze müssen die Grundsätze eines jeden edlen Menschen seyn. Und wenn es dies ist, lieber Onkel, wenn es dies ist — und es ist oft so — fällt dann nicht die

Furcht weg, die sie gegen die Ungleichheit der Stände einnimmt? — Kann dann nicht eine solche Verbindung glücklich genannt werden. O die meine ist es, Sie sollten das edle Mädchen kennen, Sie würden staunen und Ihren Eduard Glück wünschen."

Der Onkel unterbrach den Strom seiner Rede nicht. Er dachte darüber nach, und fühlte daß er nicht ganz widersprechen konnte. Eduard hatte ihn erschüttert, er hatte ihn von einer Seite angegriffen wo ihn seine Behauptuugen nicht schützten. „Er hat Recht," dachte er, „wenn sie so ist, — wenn sie so ist," — wiederholte er bei sich selbst, „aber ist sie so? — er ist ein Phantast, und zu sehr eingenommen für das Mädchen, er ist blind, denn er liebt: — ich muß mich selbst überzeugen." So sprach er wiederholt zu sich selbst, und hofte noch. Er widersprach Eduard nicht, aber gab seinen Gründen auch keinen Beifall. Eduard war schon beruhigt, als er ihn nicht mehr aufgebracht sah. Der Onkel ließ sich jetzt sogar den Anfang seiner Liebe erzählen.

„Schwärmerei,“ rief er, „Schwärmerei, sieh'st Du, Liebe ist's nicht, das fängt zu hoch an, Du siehst sie in der Kirche, und sie singt Dir das Herz ab. Das ist nichts!“ Eduard erzählte weiter. Nun wurde er bedenklich. „Ein ganzes Jahr wohnst Du hier?“ fragte er erstaunt, „und gingst täglich mit ihr um? ... Täglich?“... Eduard mahlte mit flammenden Blicken das Glück dieser seligen Tage. Der Onkel wurde unruhig. Eduards hinreißende Beredsamkeit, sein Entzücken machte einen entgegen gesetzten Eindruck auf ihn. Er wurde finster nachdenkend, bittere Empfindungen durchwühlten seine Brust, und der Kummer stand auf seinem Gesicht. Er kämpfte mit sich selbst, und schien Eduard zu vergessen. So saß er in tiefes Nachdenken verloren, „ein ganzes Jahr,“ sagte er wiederholt, „ein Jahr? — Ja Du warst glücklich, Eduard!“ rief er laut aus sich selbst erwachend, „und wenn es so ist, — so sollst Du durch mich nicht gestört werden. — Wir wollen sehen, — gute Nacht, morgen früh erwarte mich.“ —

Er stand auf, erzwang ein Lächeln um Eduard zu beruhigen, und ging.

Am andern Morgen kam der Onkel ruhig, wie es schien, aber unzufrieden mit sich selbst, und nachdenkend zurück. Er hatte hin und wieder nach Wilhelminen geforscht, und allenthalben Eduards Behauptung bestätigt gefunden. Es war nur eine Stimme über das schöne gute Mädchen, über ihre edle Mutter. Er kam unruhig zurück, fast wünschte er weniger Gutes gehört zu haben, um einen Entschluß zu fassen, oder mehr um seine Unruhe zu verlieren. So kam er zu Eduard, der ihn unruhig erwartete. „Ich habe die Sache überlegt,“ sagte er, „und für Dich, für uns alle beschlossen. Du häst Deine Liebe mit Gründen vertheidigt, denen nichts als der Beweis fehlt. Nur die Zeit kann diesen geben. Ich habe nichts gegen Deine Verbindung, als die Sorge für dein Glück. Du begleitest mich jetzt, nach drei Jahren kommen wir wieder, und findest Du Wilhelminen treu, liebt sie Dich noch wie

Du sie, so will ich den Himmel ein Halleluja singen, daß sich die Engel freuen sollen. Ja das will ich Eduard, o wie glücklich würde ich seyn, wenn eure Liebe diese Probe überstände," sagte er freudig. „Nun erzähle mir von Deinem Mädchen, die Geschichte greift mich so an, sie kostete mir schon meine Ruhe, und ich weiß noch nicht einmal wer sie ist. Wer war ihr Vater."

Eduard stockte, er dachte an die Erzählung seines alten Wirths. „Er war Prediger in dieser Gegend," antwortete er verwirrt, „die Mutter lebt hier als Wittwe."

„Prediger?" fragte der Onkel erschrokken, und eine hohe Röthe überzog sein Gesicht, „Prediger?" — wiederholte er sich fassend, „wie hieß er denn?"

Eduard wurde verlegen bei der Frage, dies wußte er selbst nicht einmal. Er entschuldigte sich darüber. Der Onkel schüttelte bedenklich den Kopf. Er hatte nach der Wittwe geforscht, aber ihren Stand und Namen nicht erfahren. „Nun so mach mich

mich nur mit der Mutter bekannt," sagte er fast unwillig.

Eduard zögerte. — „Sie wissen ja lieber Onkel — daß sie meinen Stand nicht kennen?" — Der Onkel wurde verdrüßlich: „Nun so stelle mich auch als Mahler vor! — nur sag' daß ich Dein Onkel bin," — rief er heftig.

„Sie liebt mich so" . . . — stotterte Eduard — „daß sie auch nicht einmal weiß daß ich einen Onkel habe" . . .

Der Onkel fuhr auf. „Auch dies noch?" — fragte er aufgebracht! „Grausamer Mensch; auch mich verleugnetest Du? — Eduard, dies schmerzt mich mehr als Dein Betrug. Komm nur, mag sie Dir's verzeihn, daß Du ihr Deinen Vater verheltest." — Auf dem Wege sprach er noch oft mit sich selbst, „wenn Sie sich nur nicht täuschen," seufzte er, und blieb stehen. „Eduard, aber nicht ehr als nach drei Jahren, dies versprich mir, Du gehst mit zurück."

Eduard erschrak. „Drei Jahr?" fragte er betroffen, „Sie sind so gut und so

hart theurer Onkel, bei der edelsten Großmuth so hart. Drei Jahr soll ich sie nicht sehen, und der Tag an dem ich sie nicht sah, ist mir schon ein Jahr. Nein, Ihre Güte kann dies nicht wollen."

„Doch, doch ich will es," sagte der Onkel fest, „nenne mich hart, grausam sogar, aber mein Entschluß ist unerschütterlich. Es gilt Dein Glück, selbst meine Ruhe. Mein Herz sucht Trost darin, und diese Bitte könntest Du mir versagen?" — fragte er mit bewegter Stimme.

Eduard staunte über den Ton in dem diese Worte gesagt wurden. „Nein, ich will alles, was Sie wollen," rief er entzückt, „Sie meinen es so gut!

„Besser vielleicht als Du denkst, meine ichs mit Dir," fiel der Onkel ein, „wäre meine Furcht gegründet, könntet Ihr Euch vergessen; so würdet Ihr nicht unglücklich; und vermögte diese Trennung Eure Treue nicht zu erschüttern, so ist diese Gewißheit der seligste Lohn. Du bauest Dein Glück auf einen Felsen; den nichts zu erschüttern

vermag; jetzt wärest Du immer nicht gesichert, ob Du nicht Deine Hoffnungen auf einen Sandhaufen thürmtest."

Eduard war gerührt durch die Herzlichkeit dieser Bitten, selbst seine Liebe konnte diese Vorsicht nicht tadeln; sie fand sogar Nahrung darin, es war ein reizender Gedanke einen solchen Beweis seiner Treue zu geben. „Aber," flüsterte eine heimliche Furcht, „wenn ein anderer dir dies Herz raubte, das dir dein Glück, alle deine Freuden giebt?" Er konnte den Gedanken nicht ausdenken, er zerriß sein Herz. Der Onkel sah seinen Kummer. „Was ist Dir Eduard," fragte er. Eduard gestand seine Besorgniß nicht ganz, doch verrieth er etwas. „Armer Mensch," sagte der Onkel, „verbanne den Zweifel, er ist ein Geier der unaufhörlich Dein Herz zerfleischt. Hoffe und prüfe, und fändest Du Dich getäuscht, so wärest Du ja nicht so ganz unglücklich; sie hätte Dein Herz, Deine treue Liebe nicht verdient, sie wäre Deiner nicht werth. Du würdest die Unwürdige leicht vergessen."

Eduard schüttelte heftig den Kopf, „vergessen kann ich sie nicht," sagte er. Er bat den Onkel um die Aenderung seines Vorsatzes, aber der war unerschütterlich, und sein finsteres Gesicht scheuchte jetzt jede Frage zurück.

So kamen beide von verschiedenen Gedanken gefoltert nach Holzhausen. Eduard dachte an die Möglichkeit seines Unglücks, und verwarf wieder den Gedanken mit Abscheu. Der Onkel war in sich verloren. „Sind wir bald da?" fragte er schwermüthig. Eduard zeigte auf das Haus und flog nach der Thür. Er fuhr zurück, sie war verschlossen. Er klopfte. „Sie sind verreist" — sagte eine Bäuerinn, die seinen Ungestüm sah, und schien sich zu wundern daß er dies nicht wisse. „Verreist?" fragte Eduard, und die Worte blieben ihm auf der Zunge kleben, er war versteinert. Er sah die Frau, dann den Onkel an. „Wohin sind sie gereist," fragte dieser mit einem Seitenblick auf Eduard. „Das weiß ich nicht," erwiederte die Frau, „wenn's der

junge Herr nicht besser weiß. Aber auf lange muß es wohl seyn. Sie nahmen von allen Abschied, und weinten als würden sie nie wieder kommen."

Eduard zitterte vor Schreck. „Laß uns nach der Pfarre gehen," sagte der Onkel. „Der Magister ist auch mit," fiel die Frau ein, „und da glaubte ich, der junge Herr da wäre auch wohl mit." Eduard wollte nieder sinken. Er sah den Onkel an, dieser ihn, jeder erwartete des andern Meinung. „Laß uns nach der Pfarre gehen," sagte jener, „etwas müssen wir doch erfahren."

Die Frau hatte nicht unrecht erzählt, auch Erich war verreist. Wohin, wußte keiner. „Es kam so auf einmal,' erzählte die alte Hausmagd, ‚daß ich selbst erschrak. Sie sagten auch nicht wohin es ginge. In acht Tagen wollten sie wieder kommen, sagten sie." Eduard erholte sich etwas. „Und weiß Sie denn gar die Ursache nicht," fragte der Onkel.

„Nein, das ist's eben was mir auffällt. Heute Morgen um fünf Uhr gings fort, und gestern Nachmittag wußte noch keiner etwas davon. Was besonders muß es seyn, sonst wüßte ich's doch, der Herr sagt mir sonst alles was zum Haushalt gehört."

Eduard war auf einen Stuhl niedergesunken, der Onkel ging unruhig umher, „und weiß Sie gar nichts," fragte er die Alte, „gar nichts, keine Vermuthung?"

„Nichts, gar nichts, das ist's gerade. Gestern, es mußte um diese Zeit seyn, nein es war schon später, ich stach schon für den Abend den Sallat im Garten, da kam Mamsell Wilhelmine herein gestürzt, und lief zum Herrn. Sie zog ihn mit sich fort, und sagte immer: er ist krank. Ich glaubte, den jungen Herrn da wäre ein Unglück zugestoßen, und lief ihnen nach vor die Thür, ich sah nichts. Aber bald kam Frau Schmidt mit dem alten Ziegler aus dem Hause, sie gingen nach Hedemünden, das sah ich, und Mamsell Wilhelmine stand die ganze Zeit am Fenster und weinte, alle

Augenblicke sah sie vor die Thür, ob die Mutter noch nicht zurück käme. Endlich kam sie. Nun ging's an ein Schluchzen, und nach ein paar Stunden ans einpacken. Der Herr sagte mir kaum daß er weg wolle, so eilig war er."

„Ich bin verloren!" rief Eduard zwischen der Erzählung der Alten, „ich bin verloren! — es ist alles entdeckt, ich bin unglücklich!" —

„Du bist ein Narr," sagte der Onkel heftig, — „doch komm, wir wollen zurück und den Alten selbst fragen. Und was hat er denn entdecken können? daß Du Graf bist, darum wird das Mädchen doch nicht davon laufen?"

„Sie kennen sie nicht, Sie kennen die Mutter nicht, sie hassen, sie verabscheuen den Adel; nein es ist wahr, ich bin verloren:" antwortete Eduard abgebrochen, im Gefühl seines Schmerzes.

„Du bist rasend, ein Kind bist Du," sagte der Onkel wieder, „ein wahres Kind, wenn sie auch den Adel hassen, so dürfen sie ja darum nicht davon laufen? Wer könnte sie

zwingen Deine Hand anzunehmen? und so ein schreckliches Unglück ist's doch nicht, einen reichen Graf zu heiraten, den man liebt. Nein sei ruhig, etwas besonders mag es seyn, aber so schlimm ist's nicht wie Du fürchtest. Aber der verzweifelte Kerl; daß er geplaudert hat!" . . .

Unter den Ausbrüchen von Eduards Furcht, und des Onkels Verwünschungen über den Alten, kamen sie wieder zurück. Der Wirth stand in der Thür, und da er nichts Gutes in ihren Mienen las, wollte er sich entfernen.

„Er ist so gut mein Freund und folgt mir auf die Stube?" — mit den Worten hielt ihn Eduards Onkel —

„Ich habe ein dringendes Geschäft, Herr Graf, könnte ich nicht ein andermal die Ehre haben?" fragte der Alte erschrocken.

„Nein, nein gleich, folg' er mir nur" —

„Aber einen andern Rock will ich doch überwerfen, ich bin so nur in der Werkstätte."

„Schadet nichts, komm er nur, gestern war er ja auch so oben."

Der Alte folgte zitternd. „Er war gestern in Holzhausen, und erzählte der Madam Schmidt was Er hier gehört hatte?“ fuhr ihn der Onkel an, „war Er das?“

„Ja, Herr Graf.“

„Und warum that Er dies, warum?“

„Nun ja, ich kenne die gute Frau, und da wollte ich (stotternd) sie warnen, daß sie nicht auch den Respekt vergäße.“

Der Onkel verbarg seinen Unwillen, da er sah, daß auf diesem Wege mit dem Mann nichts anzufangen sei. Er behandelte ihn zutraulicher, und der Alte erzählte was er wußte.

„Sie war hier?“ fragte der Onkel erschrocken, „und hörte alles.“

„Alles Herr Graf, durch das Schlüsselloch da hat sie gesehen, bis sie ohnmächtig wurde.“

„Ich begreife es nicht,“ sagte der Onkel, als sich der Alte entfernet hatte, es ist mir unerklärlich! sie fällt in Ohnmacht weil sie hört daß er ein Graf ist, sonderbar!“

Er warf sich gedankenvoll neben Eduard aufs Sofa. „Wir müssen warten bis der Magister kömmt;“ sagte er wiederholt, dann wird sich's aufklären.“ „Daß ich verloren, daß ich unglücklich bin,“ rief Eduard.

„Sei doch vernünftig, wer weiß was das ist, ob wir am Ende nicht über unsere Furcht lachen werden. Du bist Graf, und sie wird sich freuen, daß Du es bist.“

„O'Sie kennen sie nicht, sie verabscheuet den Adel, sie hält ihn keiner Liebe, nur der niedrigsten Wollust fähig. Nur einmal sprach sie darüber, aber Sie hätten sie hören sollen, so würden Sie jetzt nicht hoffen, nur beklagen würden Sie mich.“

Der Onkel fuhr auf, als wollte er etwas fragen, und sah dann wieder sich besinnend zur Erde. „Wir müssens abwarten,“ sagte er noch einmal, „es muß sich doch entwickeln. Wenn nur der Magister erst da wäre.“

So beruheten alle ihre Hoffnungen auf Erich. Jakob mußte täglich nach Holzhausen, und immer kam er mit einer unbefriedigenden Antwort zurück. Eduard woll-

te fort, und sie aufsuchen. Auf des Onkels Wo? versank er wieder in sein Schweigen. Es herrschte eine dumpfe wortlose Stille. Man hofte wieder auf Jakob. Er kam zurück, sein Gesicht war geheimnißvoll. —

„Sind sie da?“ rief Eduard ihm entgegen, „ist Erich zurück?“ fragte der Onkel.

„Er ist da, und nicht da, er läßt sich verläugnen. Er stand am Fenster wie ich kam, und die Alte behauptete fest er wäre nicht da. Ihn habe ich gesehen, aber die Madam Schmidt ist nicht wieder gekommen.“ Eduard fuhr zusammen.

„Ich will ihn sprechen, „sagte der Onkel heftig. „Komm Eduard. Sie gingen nach Holzhausen auf die Pfarre, und ließen sich melden. Erich kam ihnen furchtlos entgegen. „Wo sind sie?“ rief Eduard, und stürzte auf ihn los. „Wo] sind sie?“

Erich trat bescheiden zurück. Er war auf einen Augenblick verlegen, und suchte nach einer Antwort. „Sie wissen gewiß schon die Ursache ihrer Abreise,“ sagte er mit

einem bedeutenden Blick auf Eduard, „wenigstens vermuthen konnten Sie dies. Von mir erwarten Sie keine Erklärung, als daß ich Sie bedaure. Dies bitte ich von der Freundschaft, die Sie oft für mich äußerten. Hätten Sie uns nicht hintergangen, so wären wir jetzt nicht alle so unglücklich.“ —

„Das ist ja nichts als Unglück,“ fiel der Onkel heftig ein, „alle Wetter, auch Sie, warum Sie denn, Herr Pastor?“

„Trennung von einer Freundinn, der Verlust eines Freundes, ist dies nicht Unglück?“ fragte Erich traurig.

„Ja, aber es frägt sich: ist das nöthig? Wozu der Lärm; wird der Junge um ein Haar besser oder schlechter daß er Graf ist? Reden Sie Herr Magister.“

Erich zuckte die Achsel. „Es ist einmal so. Meine Freundinn hat ihre Grundsätze, und die muß man ehren, gnädiger Herr. Sie hat wichtige Gründe.“

„Narrheiten, was ich sage. Ich hatte auch meine Grundsätze wie ich kam, der da hat sie widerlegt, und dies hätte er dort

auch thun können, und er soll es noch thun, sagen Sie nur wo sie sind?"

Erich wurde immer verlegener, „ich fürchte," sagte er stockend: „für Sie nirgend, ich bedaure Sie, aber es kann nicht anders seyn. Dringen Sie nicht weiter in mich, für jede Frage über diesen Punkt habe ich nur eine Antwort, daß Sie von mir nichts erfahren werden." Er schwieg mit einem mitleidigen Blick auf Eduard.

Der Onkel schüttelte den Kopf, und schien etwas hartes zu verschlucken. Er sah auf Eduard, der versteinert da stand. „Rede Du doch, Eduard; der Mann sagt ja, er wäre Dein Freund, und so wird er ja Dein Unglück nicht wollen. Eduard sprich doch;" rief er heftig.

Eduard ergriff im heftigsten Schmerz Erichs Hand, er sprach nicht, aber sein Blick voll Verzweifelung redete deutlich. Er erschütterte ihn. Erich suchte seinen Schmerz zu verbergen, es war ihm nicht möglich. „Lieber Eduard . . . Herr Graf" . . . — sagte er verwirrt — „es thut mir weh, ich

bin ein alter Mann, aber so unangenehm, so schmerzvoll hatte ich noch nie eine Stunde. Wilhelmine ist für Sie verloren, denken Sie was Sie wollen, nur vergessen Sie ein Mädchen, das nie ihre Gattinn werden kann. Mir stehen die Thränen für Sie in die Augen und im Herzen — aber es kann nicht anders seyn, vergessen Sie die arme Unglückliche, vergessen Sie uns alle und seyn Sie glücklich. Wären Sie Bettler, ich würde Sie als Wilhelminens Gatten an meine Brust drücken; aber ihr Geheimniß; es ist ohnmöglich! . . .

Der Onkel hörte dies und stampfte vor Verdruß mit dem Fuße. „Nichts, nichts," rief er dem betäubten Eduard zu, „es ist Blendwerk! da sitzt etwas hinter, Du bist am Narrenseile geführt, Eduard das ist nichts. Wir wollen es schon erfahren, Herr Magister, ohne Sie. Gnade Gott dem, der mir den Jungen gekränkt hat. Sie können unschuldig seyn, ich traue Ihrem ehrlichen Gesicht dies zu; Sie sind vielleicht auch hintergangen. Nein, behalten Sie Ihr Geheim-

niß, wenn Sie sich's zur Sünde anrechnen, ein ehrlicher Mann zu seyn."

Erich trocknete sich die Augen, „sagen Sie, denken Sie was Sie wollen," sagte er schmerzlich, „ich kann nicht, ich muß schweigen."

„So schweigen Sie bis ans jüngste Gericht," rief der Onkel zornig. „Komm Eduard." Er nahm seine Hand, und zog ihn aus dem Zimmer. Erich sah ihnen traurig mit nassen Augen nach.

„Kannst Du sie vergessen," fragte der Onkel, als sie wieder zu Hause waren. „Kannst Du sie vergessen?"

„Nein, nie, in Ewigkeit nicht."

„Aber Du hörtest doch, der Alte sprach so zweideutig. Ich glaube sie verdient Dich nicht. Es ist etwas vorgefallen."

„Nichts, nichts, es ist unmöglich, ich habe sie hintergangen, gekränkt, sie hält mich für einen Bösewicht. Sie selbst nannten mich ja so."

„O schweig;" sagte der Onkel beschämt, „meine rasende Wuth den Tag, es kann seyn,

sie hat's erfahren. Ja, so ist's. Ich will es herausbringen wo sie ist, Du sollst sie haben. Morgen, laß mich nur bis morgen Zeit."

Er warf sich aufs Sofa. „Ich will hier bleiben die Nacht, ich will nicht ehr ruhen bis ich's entwickelt habe."

Selten wurde eine Nacht unruhiger hingebracht als hier. Eduard hielt sich für verloren und war ohne Hoffnung. Der Onkel sann nach, er dachte auf Plane, und ärgerte sich über die seltsame Laune der Leute.

„Der Teufel," fuhr er auf, „einen Graf auszuschlagen, weil er Graf ist, ist das Volk toll!" bald wäre er in der Nacht hingelaufen, und hätte dies Erich gesagt. Am andern Morgen war er der erste im Hause. „Bleib Du hier Eduard, ich will noch einmal auf den Schwarzen einen Sturm wagen, er soll gestehen. Es ist Afferei oder Teufelsstreiche! Adieu!" —

Es war noch früh als er nach Holzhausen kam, und doch fand er Erich schon im

Begriff

Begriff auszugehen. Er hielt ihn auf. „Einige Worte noch Herr Magister, ich war gestern so heftig, und werde es schon wieder; aber Sie verzeihen dies meiner Unruhe. Ich weiß nicht einmal wo mir der Kopf steht, so verwirrt bin ich. Die ganze Nacht habe ich kein Auge zugethan, und ich fürchte ich werde es lange noch nicht, wenn's nicht anders wird. Der Junge liegt mir am Herzen, er ist meine einzige Freude. Ja, lieber Magister, nehmen Sie sich der Sache als Freund an. Es sind ja Grillen nur. Eine jugendliche Uebereilung, und das nicht einmal, es war der Zug eines guten Herzens, daß er seinen Stand verläugnete, und darum soll er unglücklich werden? Haben Sie sonst keinen Beweiß daß er schlecht ist — und den können Sie nicht haben — so ist's eine Grille, ein schändlicher Eigensinn."

Erich schwieg nachdenkend; endlich sagte er ganz bewegt von Schmerz: „Es ist mehr, gnädiger Herr, es ist ein Unglück,

Wilhelmine ist verloren für Eduard, auf immer verloren."

„Und hat er dies verdient?" fragte der Onkel heftig, und maß Erich mit großen Augen.

„Nein, Eduard ist unschuldig, aber es ist ein Unglück:" sagte Erich fest.

„Was ... ist sie ...?" rief der Onkel erschrocken, — „nein, das ist unmöglich, nach dem was er sagte, nein! — ... und doch? — o wer kennt den Menschen! — sagen Sie, hat das Mädchen ihn betrogen? — Sie schweigen? Herr Sie sehen hier einen Mann, einen unglücklichen Mann, der aber nie verzweifelte, jetzt könnten Sie mich dazu zwingen, durch Ihr fürchterliches Schweigen, reden Sie, hat sie ihn betrogen?"

„Es ist ein Unglück, gnädiger Herr," antwortete Erich mit weggewandtem Gesicht.

„Hat sie ihn betrogen? frage ich."

Erich schwieg.

„Sagen Sie nur. Bereuet sie vielleicht?" fragte der Onkel erschüttert, der

das schlimmste fürchtete, „hat sie ihn betrogen, und trieb sie die Schaam von hier weg? sagen Sie nur; wer wüßte was ich thäte; sagen Sie nur, bereuet sie vielleicht?“ — Er wußte selbst nicht was er sagte, so heftig so erschüttert war er, er hob beide Hände in die Luft, und taumelte vor Erich, von Schmerz, von Heftigkeit außer sich.

Erich war erschüttert, „daß sich Gott erbarme,“ rief er ängstlich, „muß ich zu alle dem Elend kommen.“ Er rang nach Hülfe. Der Onkel drang gewaltsam auf ihn ein. „Sagen Sie nur was es ist?“ Er faßte ihn in die Arme: „was ist's? ich könnte es Ihnen aus der Seele drücken, reden Sie doch?“

Erich suchte alle seine Kräfte zusammen um sich loszumachen, und eine Antwort hervor zu bringen. „Ich bitte Sie, besinnen Sie sich. Ihr Betragen ist sonderbar. Ich kann, ich will nicht über diesen Punkt mit Ihnen reden. Ihre Heftigkeit ist unverzeihlich. Thun Sie was Sie wollen, denken Sie alles; nur mich ver-

schonen Sie für immer.“ Mit den Worten ging er aus der Thür, und ließ den Onkel bestürzt zurück. „Ha alter Kuppler, — oder Sünder!“ rief dieser ihm wüthend nach, ballte beide Hände, und ging tobend aus dem Hause.

Eduard marterte sich indeß mit der fürchterlichsten Unruhe, sie stieg noch als er den Onkel sah. „Es ist alles verloren,“ rief ihm dieser entgegen. „Sei Mann, sie verdient Deine Liebe nicht; Du bist betrogen!“

Er schleuderte ein schreckliches Feuer in Eduards Brust. „Betrogen,“ rief er, „betrogen?“

„Ja, von dem Alten betrogen, ich weiß alles. Traue den Menschen nicht. Sie sind nicht besser wie wir. Du betrogst sie, und sie Dich. Das ist das Spiel der Welt, sie betrügen alle, und der ist glücklich der zuletzt betrügt. Komm von hier weg, wir wollen nach Paris, dort soll es ein herrliches Schauspiel seyn, wenn sie morden und schlachten. Sie morden alle, die Tieger,

der eine den Leib, der andere die Sele, und diese, Eduard, diese Teufel sind die schrecklichsten!“

Der bestürzte Jüngling sah den Onkel wüthend, voll rasender Verzweifelung. Eine andere schrecklichere Leidenschaft tobte in seiner Brust, und diese hielt seinem Unglück das Gleichgewicht. Sie machte ihn betäubt für den Augenblick, entschlossen für alles, für das Schrecklichste.

Der Unglückliche ist furchtsam und leichtgläubig. Der kleinste Funken von Hoffnung entflammt seine Erwartung, er sieht das glänzendste Glück; so wie das kleinste Hinderniß ihn niederbeugt unter seiner Last, und ihm immer das Schrecklichste fürchten läßt. Eduard hörte den Onkel, seine Wuth ließ ihm keine Zweifel übrig. Er sah sich betrogen, verlassen von allen. Er klagte Wilhelminen an, in den bittersten Ausbrüchen seines Schmerzes. Keiner war da, der die Geliebte vertheidigte, und in ihm selbst redete eine Stimme gegen sie. Freilich leise, unmerklich, aber

sie mehrte doch seinen Verdacht. Es war das Gefühl einer seltenen Eitelkeit, dessen er sich selbst nicht bewußt war, aber es war so. Er fühlte sich ruhiger dadurch, betrogen zu seyn, als betrogen zu haben. So war denn keiner der Wilhelminen das Wort redete, und der Onkel klagte sie immer von neuen an. „Wir wollen von hier fort," so endigte er jede seiner Verwünschungen.

Eduard widersprach nicht länger. Was hatte er hier noch zu hoffen, als Gram und Verzweifelung? „Ja, wir wollen fort, lieber Onkel, morgen, heute noch." Und so reisten sie auch ab. Der Onkel mit Verwünschungen über die Menschen, Eduard voll Verzweifelung über sein Unglück. Nur der alte Jakob brummte zuweilen halb unwillig dazwischen; „wer andere nicht traut, taugt gewiß selbst nicht viel." Dabei sah er den Onkel von der Seite an.

Schon hatten sie sich einige Monate umhergetrieben als sie nach Frankfurth kamen. Hier wollten sie sich von dem französischen

Gesandten Pässe nach Paris geben lassen. Es wurden Schwierigkeiten gemacht, weil sie dort keine bestimmte Geschäfte angeben konnten, und keiner da war, der sich für sie verwandte. Der Onkel wurde heftig und verließ den Gesandten unwillig. Er sprach darüber an der table d'hote.

„Und was wollen Sie dort auf dem Schauplatz des Schreckens?" redete ihn ein Fremder an: „ich danke Gott daß ich glücklich entkommen bin, und Sie sind unwillig, daß Sie dort nicht hinkönnen. So seltsam durchkreuzen sich die Wünsche der Menschen; ich wollte wir hätten unsere Reise umtauschen können; so hätten wir beide Sorgen und Kosten erspart."

„In der That eine bequeme Art zu reisen," sagte der Onkel lächelnd, „wenn sie nur ausführbar wäre." Er sah den Fremden an, und fühlte zum erstenmal Neigung ein Gespräch fortzusetzen. „Sie sind ein Ausgewanderter," fragte er. „Ja" — „und ein glücklicher, Ihre Heiterkeit sagt mir dies." — „Unglücklich bin ich nicht, doch

ich weiß nicht was Sie glücklich nennen? Schätze brachte ich nicht mit, und Favoriten fand ich hier noch weniger, ich suche sie auch nicht."

„In der That, so erkläre ich mir Ihre Heiterkeit nur aus dem Charakter Ihrer Nation," sagte der Onkel etwas bitter.

„Und Sie irren eben so sehr, mein Herr, wenn Sie den Franzosen angebornen Leichtsinn zuschreiben," fiel der Fremde in eben dem Tone ein.

„Dies that ich nicht, aber ich glaube daß Ihnen mehr Frohsinn, mehr natürliche Heiterkeit eigen ist. Dies sieht man jezt aus tausend Beispielen. Sie wissen sich in jede Lage zu finden."

„Dies ist ein glücklicher Zug in dem Charakter jener Nation. Aber auch diesen hatte ich nicht. Mein Vater war ein Deutscher, ich wurde nicht einmal in Frankreich geboren. Ich theilte das Schicksal der unglücklichen Ausgewanderten, ohne ihr Vaterland; die Blutgierde vertrieb mich, wie sie, ich verlor was man ihnen raubte; auch

hier theile ich mit ihnen die Gleichgültigkeit gegen mein Geschick, nur eine schwer erkämpfte Ruhe mögte ich nicht Leichtsinn nennen.“

Eduard hatte den Fremden während der Erzählung betrachtet. Auf seiner Stirn hatte der Gram tiefe Furchen gezogen, nur standhafter Muth hatte sie verwischt. Wäre Dein Kummer wie der meine, dachte er, gewiß würdest Du diese Ruhe nicht haben. „Ich gebe zu,“ sagte er zum Fremden, „daß man Stand und Vermögen verlieren; und ruhig, ja heiter seyn kann; aber Gram und Kummer; Leidenschaften wie ein Kleid von sich zu werfen; verräth doch immer eine Art von Leichtsinn, oder leichten Sinn wenn Sie dies lieber wollen.“

„Dies ist in der That ein hartes Urtheil, das Sie über mich fällen. Ist der Wunsch nach Ehre und Vermögen nicht auch eine Leidenschaft? sehe ich aus Leichtsinn darüber weg, so bin ich ein Thor, wie ich's bin, wenn ich gefühllos meinen Gram abschüttele. Wir müssen unsere Ruhe erwer-

ben, wenn sie uns theuer seyn soll. Leichtsinn ist nicht Ruhe."

Eduard warf dem Mann einen dankbaren Blick zu, er rechtfertigte seinen Kummer. Auch der Onkel betrachtete ihn staunend. „Wir sind da auf ein Gespräch gekommen," sagte er, „daß ich fortzusetzen wünsche, wollen Sie nicht den Kaffe auf meinem Zimmer trinken?"

Der Fremde nahm die Einladung an, und ging mit ihm und Eduard aus dem Saal. „Eine Frage erst, die Sie aber nicht beleidigen soll," sagte der Onkel als sie allein waren. „Ich gehe immer so gerade zu, kann ich Ihnen vielleicht mit einigem Gelde dienen?"

Der Fremde sah ihn mit Unwillen an; „ich danke Ihnen," sagte er kalt, „war dies die Unterhaltung? — so empfehle ich mich." —

„Wie sonderbar Sie sind. Es war nur eine Frage die mir, denke ich, zu verzeihen war;" sagte der Onkel wirklich beschämt. „So böse wie Sie glauben, meinte ich's

nicht.“ Der Fremde lächelte. „Die Frage war edel, aber das Mißtrauen nicht, daß sie erzeugte,“ sagte er mit einem scharfen Blick auf den Onkel, „Sie hielten meine Ruhe und meine Erzählung für eine Angel.“ Der Onkel staunte, der Blick durchdrang ihn. Er sah den Fremden groß an, „Sie kennen den Menschen,“ sagte er bedeutend, und gab ihm die Hand, „ich kenne ihn auch, und so können wir uns verzeihen.“

„Ich glaube Sie kennen den Menschen nicht, Sie halten ihn für zu schlecht.“

„Nein, gewiß nicht, für zu gut hielt ich ihn, bis ich fand daß er schlecht ist.“

„Da fehlten sie eben so sehr wie jetzt. Wer leichtsinnig sich und andere für zu gut hält, ist selbst in Gefahr es nicht zu seyn, und wer den Menschen verachtet, der ist gewiß nicht gut.“

„Wie meinen Sie das?“ fragte der Onkel langsam.

Der Fremde erklärte sich: „Mangel an richtiger Menschenkenntniß ist ein Fehler der Erziehung, zu wenig Kenntniß seiner selbst

ist eine Schwäche des Herzens, die gefährlich werden kann, Mißtrauen gegen alle, ist ein Verbrechen an der Menschheit."

Der Onkel sah ihn an. Eduard war betroffen. Zum erstenmal fiel ihm ein, er könne Wilhelminen Unrecht gethan haben. Doch des Onkels Verdacht! — „wurde Ihr Herz, Ihre Hoffnung nie getäuscht?" fragte er den Fremden, „wurden Sie nie betrogen, daß Sie Mißtrauen ein Verbrechen nennen?"

„Vielleicht mußte ich zu sehr meinen Glauben an den Menschen büßen. Doch dies machte mich nicht ungerecht gegen andere, nicht mißtrauisch, und Vorsicht ist ja immer Pflicht. „Aber gegen Ihren Feind, gegen den Räuber aller Ihrer Hoffnungen, blieben Sie da gerecht und unbefangen, dachten Sie nie mit Verwünschungen an ihn?" fragte Eduard lebhaft.

„Sie berühren eine Saite die mich schmerzt," — sagte der Fremde — „ich that auch hier was ich konnte, . . . ja ich gewöhne mich immer mehr gerecht gegen ihn zu

seyn. Kocht mein Zorn zuweilen auf, denke ich auf Rache, so ziehe ich sein Bild hervor, — (er betrachtete wirklich ein Gemählde auf seiner Dose) und denke an das Gute daß er mir that, und etwas finde ich gewiß. Und fände ich nichts, so sehe ich was er andern ist, Freund, Vater, Gatte, und dann erscheint er mir doch in irgend einer ehrwürdigen Gestalt. Ich finde etwas an ihm das meine Achtung verdient.“ Er schwieg von seinen Empfindungen überwältigt.

Eduard gab ihm gerührt die Hand, auch der Onkel that dies. Er wollte ihm noch einen Ring aufdringen, aber der Fremde schlug es aus. „Ich verzehre wenig, und brauche wenig, ich bin unabhängig von mir, Sparsamkeit und Fleiß ist mein Reichthum.“ Er umarmte Eduard und ging.

Das Gespräch des Fremden ließ bei Eduard einen tiefen Eindruck zurück. Die letzte Zeit war er gegen alles eingenommen. Gegen Erich; gegen die Mutter; gegen Wilhelminen. Der Onkel goß immer Oehl zum Feuer, in seiner Gesellschaft war es

unmöglich zum Nachdenken zu kommen. Bei dem mindesten Zweifel hatte er ihm immer widersprochen, und nicht aufgehört bis die leise Stimmen die für Wilhelminen redete, wieder erstickt war. Seine Eifersucht flammte, und sie wüthete um so mehr, je thörigter sie war. Heute erst kam er zum ernstlichen Nachdenken. Er wurde nicht gestört, der Onkel selbst sann nach. Der Fremde hatte sonderbare Empfindungen in Eduard erregt. Die Art seinem Feinde zu verzeihen hatte ihn gerührt. Er dachte an Erich. Der treue Freund stand jetzt als der Stöhrer seines Glücks vor ihm. Er ging unwillkührlich vor seinem Koffer und holte ein Packet hervor, (es enthielt Erichs, der Mutter und Wilhelminens Gemählde). Er warf sich an den Schreibtisch, machte es auf, und legte die Gemählde vor sich hin. Es war ein seltsames Gemisch von Empfindungen das ihn hinriß. Die reizende Vorstellung von des Fremden Schilderung, sein Betragen gegen den Feind, zog ihn zuerst hin, und jetzt die Liebe die immer in seinem Herzen

für sie redete. Er sah Wilhelminen, die Mutter, jeder Groll war verschwunden, und er selbst fühlte sich schuldig. Er verwarf sein Mißtrauen. „Nein, es ist ohnmöglich!“ rief er; „das konnten Sie nicht!“ Dieser Ausruf weckte den Onkel, „was ist denn?“ fragte er, und kam zu Eduard. „Was hast Du“ . . . Er fuhr auf, starrte auf die Gemählde . . . „Eduard wer ist dies!“ — rief er schnell und erschrocken.

Eduard fuhr zusammen. „Es sind ihre Gemählde,“ sagte er verwirrt, „dies ist Wilhelmine, dies die Mutter, und den kennen Sie selbst, es ist Erich.“

Der Onkel sah starr auf Henriettens Gemählde, er war erschüttert. Eduard sah seine Verwirrung, sein Blaßwerden, sein Zittern. „Was ist Ihnen,“ fragte er erschreckt.

„Das Gemählde, . . . o Gott das Gemählde da, — woher hast Du es?“ — Er wollte sich fassen und wurde immer unruhiger, er bebte fast.

„Es ist Wilhelminens Mutter,“ sagte Eduard betroffen, „aber was fehlt Ihnen? Sie erschrecken? Sie zittern lieber Onkel?“

„Ich weiß nicht, mir ist so sonderbar. Das Gemählde da, sah sie so aus, hast Du es gemahlt? Wo hast Du's her?“ fragte er schnell hintereinander, fürchtend und hoffend.

Eduard verstand ihn nicht. „Ich mahlte es nach ihr selbst, und nach einem Portrait das sie mit ihrem Vater vorstellt,“ sagte er verwirrt, „ich sollte diesen auch mahlen, und darum hab' ich's noch.“ Er ging, und holte das Portrait. Der Onkel sah, — bebte, schrie auf — und sank nieder. — Eduard faßte ihn auf, „Onkel, theurer Onkel was ist Ihnen?“ Keine Antwort. Er rief nach Hülfe, Jakob und die Bedienten stürzten herein, man rannte nach einen Arzt. Es war eine fürchterliche Unruhe. Der Onkel blieb leblos. Der Arzt kam, man öffnete die Ader, man that alles, bis sich wieder Spuren des Lebens zeigten. Sie kamen aber nur schwach. Der

Arzt

Arzt war bedenklich, die ganze Nacht dauerte es so, am Morgen erst schlug der Kranke die Augen auf, er athmete leise, er wollte reden aber die Sprache fehlte ihm. Sein Blick war unruhig, oft wild, so dauerte es einige Tage, der Arzt wurde immer bedenklicher. Der Kranke hatte die Sprache noch nicht ganz wieder, einzelne Worte preßte er dunkel hervor: „Ruhberg! Henriette!“ Eduard verstand ihn nicht. Der Onkel kämpfte wieder, bis er ermattet einschlummerte.

Eduard schwebte zwischen Furcht und Hoffnung, alles war ihm unerklärlich. Der Zufall, die Krankheit des Onkels, und jetzt sein Kampf, seine Angst, und die einzelnen Worte, die er stammelte. Es war ihm ein schreckliches Räthsel. So vergingen ihm acht angstvolle Tage, und immer keine Entwickelung. Oft wollte der Onkel reden, aber seine Schwäche, der Schmerz, von dem er jedesmal von neuem zerrissen wurde, erlaubte es nicht. Nur einmal faßte er Eduards

Hand, und seufzte, „Wilhelmine ist unschuldig,“ weiter vermogte er nichts.

„O das ist sie,“ rief Eduard, „sie ist gut; nur mich verachtete und floh sie!“

Der Onkel schüttelte heftig den Kopf, er deutete mit der Hand zitternd auf sich, und eine Todtenblässe überzog sein Gesicht. Eduard faßte seine Hand: „o theurer Onkel wissen Sie mein Unglück?“ — sein Flehen, sein Blick voll Verzweifelung gaben dem Kranken Kraft. „Ich bin die Ursache Deines Kummers“ . . . preßte er mit allen Kräften hervor. Er stockte, seinen Augen entquollen Thränen. Nach einer Pause sagte er mit wilder Heftigkeit: „Ich machte Henrietten elend, sie war einst mein unglückliches Weib; mich . . . mich flieht sie jetzt.“ — Seine Kräfte waren erschöpft als er dies sagte. Eduard starrte ihn an, er erinnerte sich dunkel einmal etwas davon gehört zu haben, jetzt erklärte er sich alles. Er warf sich auf die kalte Hand des Kranken, er zitterte, er ahnete sein Glück.

Er war es, der unglückliche tief gefallene Gustav, den Henriette floh. Er hatte sein Verbrechen gebüßt, schrecklich gebüßt, und noch immer fühlte er dessen Strafe. In jener fürchterlichen Nacht, die Henrietten in Verzweifelung stürzte, sann er auf ihr Unglück und sein Verderben. Die Buhlerinn Julie hielt ihn gefesselt, und führte ihn von Stufe zu Stufe hinab zum schändlichsten Verbrechen. Jetzt spielte sie die Leidende, die unglücklich Verführte. Jene Nacht hatte sie gewählt um den leichtsinnigen Gustav ganz zum Verbrecher zu machen. Er war es schon lange. „Ich verzweifele," schrie sie ihn an, „ich werde mich morden, wenn Du Dein Weib nicht entfernst ehe meine Schande bekannt wird." Gustav bebte. Schon lange liebte er die unglückliche Gattinn nicht mehr, er hatte sie nie geliebt, aber die Stimme des Mitleids sprach noch für sie, und ein furchtsames Andenken an jenen Tag, wo er bei dem Leichnam ihres Vaters ihr Liebe schwur. Er zitterte

so oft er dies dachte. „Was soll ich thun, Julie," rief er, „was soll ich thun?" —

„Laß Dich scheiden, fang' nur einmal die Klage an, ich habe schon alles dazu eingeleitet. Es soll Dir vortrefflich glücken," sagte sie bittend mit einer Umarmung.

„Verstoßen, nein, verstoßen kann ich sie nicht," rief er verzweiflend.

„Aber mir kannst Du den Dolch in die Brust stoßen? — Grausamer die Geliebte kannst Du morden, um ein unglückliches Weib noch länger zu martern?" Die Buhlerinn hielt ihn umschlungen, und sein Entschluß war gefaßt. Er sann auf Plane gegen die arme Henriette. Er trennte sich von Julien mit dem Schwur, heute noch auf die Trennung zu dringen. So kam er zurück auf sein Zimmer, es war schon Morgen. Er warf sich aufs Bett aber der Schlaf floh ihn. Der Gedanke an das Verbrechen, das er begehen wollte war ihm fürchterlich. Der Unglückliche dachte nicht, daß er das Schändlichste schon verübt hatte, er fürchtete mehr den Schein der That, als das

Verbrechen. So sann er unruhig nach, als ihn ein heftiges Klopfen an der Thür schreckte. Er sprang auf und öffnete. Es war Henriettens Kammermädchen, das erschrocken erzählte, ihre Herrschaft sei verschwunden, und nirgend zu finden.

Gustav flog in der ersten Bestürzung auf ihr Zimmer, er ahnete, und erbrach in der Angst den Schreibtisch. Hier fand er Henriettens Billet. Er zitterte wie er las. Er befahl schnell aufzusatteln. Er wollte ihr nach und die Entflohene zurückführen, in dem Augenblick brachte der Bediente einen Brief. Er war von Julien. Sie erinnerte ihn an sein Versprechen, an seine Schwüre, und schloß mit den fürchterlichsten Drohungen. — Welch ein schreckliches Räthsel, welch ein Ungeheuer ist der Leichtsinnige! — Vor einer Minute noch hatte er Reue gefühlt, ein besserer Entschluß war in ihm aufgestiegen, und dieser Brief stürzte alles nieder. Er wiederrief seinen Befehl, als er gelesen hatte, und schrieb Julien den Vorfall. Der Elende!

Er betrachtete jetzt Henriettens Flucht als eine glückliche Vorbedeutung, er dankte dem Himmel, der ihn von drückenden Fesseln befreiet hatte. — So macht der Verworfene sein Bubenstück zur Fügung des Himmels, er schiebt das Verbrechen auf das Schicksal, dessen drückende Last er gern von sich wälzen mögte! —

Nach einer Stunde fuhr Juliens Wagen vor. Sie warf sich frohlockend in seine Arme, und sprach von ihrer nahen Verbindung. Gustav willigte in alles. Die entflohene Henriette wurde gerichtlich vorgeladen, und da sie nicht erschien, so erfolgte die Scheidung von ihr. Nach vier Wochen war Julie die Gemahlinn des Barons. Gustav vergaß alles, er faßte sein Glück nicht. Nun hatte er die Geliebte die er wünschte, ein heiteres Weib voll glücklicher Launen und reizendem Witz. Er sah sich beneidet von allen und liebte das fröhliche Weib mit blinder Leidenschaft, und um so heftiger, als er dadurch die oft quälenden Vorwürfe zu ersticken suchte. Doch

die Launen der Geliebten arteten jetzt oft in Eigensinn aus. Das scherzende Mädchen war nicht selten ein störrisches gebietendes Weib. Gustav bequemte sich in jede ihrer Launen, sein Verbrechen hatte ihn zum Sclaven gemacht. Julie führte ihn wie ein Kind am Gängelbande, wagte er's einen ihrer Einfälle, die oft ins Lächerliche ausarteten, nicht gleich zu erfüllen, so hielt sie ihn Tagelang von sich entfernt; und dann erfüllte der Thor gern jede ihrer Grillen um sie nicht mehr zürnen zu sehen. Sie spielte, verschwendete sinnlos; Summen die er sonst unter die Armen vertheilte, wurden jetzt dem Leichtsinn aufgeopfert. Gustav schwieg, denn er glaubte sich geliebt.

Er war es nicht, Julie die Buhlerinn, war keiner Liebe fähig. Sein Vermögen hatte sie gelockt, der Hang zur Verschwendung hatte sie ihm in die Arme geführt. Gustav mußte büßen, schrecklich büßen was er an Henrietten verbrochen hatte. Julie hatte drei Kinder. Das älteste, ein

Sohn, starb im ersten Jahr. Dieser Verlust raubte Gustav die Besinnung, er hatte die Wonne gefühlt Vater zu seyn, in dem Sohn wollte er seinen Gram sein Elend vergessen, und diese Hoffnung wurde ihm entrissen. Er war trostlos. Die Geburt der beiden letzten Kinder stürzte ihn in Verzweifelung, Julie hatte ihn betrogen, er verachtete die schändliche Buhlerinn. —

Welch eine höllische schreckliche That, ein Geschöpf in die Welt zu stoßen, dessen erstes Daseyn schon verwünscht wird! — Julie, die grausame Julie liebte die Kinder nicht, wie konnte es der Baron? sein Mitleid duldete sie nur. Das Grab war mitleidiger als die grausame Mutter, sie wurden sein Opfer.

Stolz, Schaam, Furcht hielten den Baron ab seine Schande zu gestehen. Er verachtete Julien, er suchte Zerstreuungen in Spiel und Wein, selbst in niedriger Wollust, um sich nur an der Elenden zu rächen. Julie lachte, wenn man ihr ein solches

Geschichtchen erzählte, er lachte auch, aber schrecklich.

So dauerte es lange. Jetzt machte Gustav eine Entdeckung die selbst Julien erschütterte. Sein Vermögen war verschwendet, ihr Leichtsinn hatte sie in Schulden gestürzt. Der Baron mußte Betrüger werden oder seine ganze Lebensart verändern. Er wählte das letztere. Er wollte auf ein entferntes Landguth ziehen, das er allein noch rettete, und dort sparsam von seinen geringen Einkünften leben. Er erklärte Julien seinen Entschluß. „Vortrefflich“ lachte sie, „thun Sie das, Sie schicken sich gut zum Landmann, aber ich nicht zur Bäuerinn. Ziehen Sie hin, ich bleibe hier.“ Dies sagte sie mit hämischen Spott. Gustav tobte, wüthete, sein Charakter war jetzt wild und rauh wie seine Sitten. Doch seine Schande war jetzt bekannt, und er klagte auf die Scheidung. Julie dankte ihm noch für die Gefälligkeit. Sie sah lächelnd seine Anstalten zur Abreise, „vielleicht finden Sie auf dem Lande Ihre empfindsa-

me Galathee am Felsen weinend wieder,“ sagte sie spottend, „das wird eine himmlische Versöhnung werden!“

Nichts hätte den Baron mehr erschüttern können als dieser Spott. Der Verlust seines Glücks rührte ihn nicht, aber der Gedanke an Henrietten stürzte ihn in Verzweifelung. Sein Bewußtseyn kehrte zurück, zu spät machte ihm sein Gewissen Vorwürfe, und schuf ihm Quaien der Hölle. Er lebte einsam und traurig, zurückgezogen von allen. Er dachte an sein Unglück, an dessen Entstehung, und dachte mit Abscheu an Julien, er verwünschte seine Schwester, (die Wittwe des Grafen Wallerstein) die ihm zuerst mit ihr bekannt machte. Die stolze Gräfinn hatte gleich den Plan ihren Bruder von dem Landmädchen zu trennen, und sie wählte Julien zur Ausführung. Dies alles erfuhr der Baron jetzt und wurde ihr unversöhnlicher Feind. Er sah wie er hintergangen und von ihr betrogen war. Selbst gegen Henrietten hatte sie ihn mißtrauisch gemacht. „Sie

liebt Dich nicht," sagte sie immer, „wie könnte ihr sonst Dein Betragen gleichgültig seyn, sie ist aus Eitelkeit Dein Weib geworden." Gustav faßte damals zu leicht diese Entschuldigung auf, er fand Beruhigung darin für sein Verbrechen. Jetzt war der Taumel verschwunden, er beweinte die verstoßene so sehr gekränkte Gattinn, er suchte sie zu entdecken, aber fand keine Spur. Er betrauerte sie als eine Todte, und wurde der reuige Sünder. Eine Erbschaft hatte sein Vermögen wieder hergestellt. Er unterstützte unglückliche Weiber, verlassene Witwen und unerzogene Kinder. Er war allen Wohlthäter aber wurde nicht glücklich. Er liebte den Menschen nicht. Seine Wohlthaten waren eine Schuld die er abtrug, er betrachtete jeden Armen, jeden Unglücklichen als einen mahnenden Gläubiger, und zahlte, ohne den Lohn seiner That zu empfinden. Er war allein, mitten unter den vielen die er beglückte, war er allein. Er war geachtet aber gefürchtet. Der Arme nahm zitternd sein Geschenk, und jubelte

wenn er sich seinen Blicken entzogen hatte. Dies sah Gustav und trauete den Menschen nicht, er hielt den Eigennutz für das große Rad dieser Maschiene. So war er unglücklich in sich selbst. Da kam Jakob und brachte ihm die Nachricht von dem Tode seiner Schwester, von ihrer Armuth, und daß keiner von der Familie lebe, der sich des Kindes, des armen verlassenen Eduards erbarme. Der Baron erschrak, er ließ den Sohn kommen, aber seine Mutter durfte keiner nennen. Der kleine Eduard mußte jetzt oft den Ausbruch seiner Heftigkeit empfinden. Doch der Knabe schmiegte sich mit einer so liebenswürdigen Geduld in seine Launen, und suchte immer seinen Kummer zu zerstreuen, daß er bald sein Liebling, seine einzige Freude wurde. Unter allen diesen Stürmen blieb des Barons Charakter wie er war; unbestimmt, bald rauh und heftig, dann wieder sanft und gefühlvoll.

Zum Glück hatte sein Beispiel auf Eduard keinen nachtheiligen Einfluß. Jakob war immer sein treuer Führer, der ihn

auf die Fehler des Onkels wie auf seine Tugenden aufmerksam machte. „Er ist nichts,“ sagte der Alte oft, wenn er den Baron sah, „er ist weder Engel noch Teufel, aber er könnte beides seyn.“

In der That war es so. Gustav hatte sein Verbrechen gebüßt, in dem Augenblick da die Erinnerung am schrecklichsten auf ihn würkte, da er sich von allen verlassen sah. Später, da das Glück ihn wieder lächelte, da Eduard ihm die Einsamkeit erträglicher machte; und er anfing sich an Geschäfte zu gewöhnen, vergaß er seinen Schmerz zwar nicht ganz, aber doch das bittere Gefühl desselben. Er verabscheuete sein Verbrechen, aber nicht sich selbst. Er suchte Entschuldigung in den bürgerlichen Verhältnissen.

Er wurde Philosoph um ruhig zu seyn, doch wurde er dies nie ganz. Er vertheidigte seine Gründe nur schwach, und wurde sein Herz getroffen, so blutete die alte Wunde. Daher wurde es Eduard so leicht sein Vorurtheil zu besiegen. Er erfuhr seine Lie-

be zu Wilhelminen, und aus Eduards Aengstlichkeit ahndete er das Geheimniß. Er erschrak, sein Verbrechen trat drohend vor ihn, er warnte Eduard, und um ihn sicher zu retten eilte er selbst nach Hedemünden. Eduard widerlegte seine Meinung und seine Furcht mit Gründen, die sein Herz erschüttern mußten. Er wollte den Neffen anklagen, und wurde selbst verurtheilt. Vergebens haschte er nach Trost, er fand ihn endlich in der Vorstellung von dem Glück der Liebenden, das er begründen wollte, dies Opfer wollte er dem Andenken der gekränkten Henriette weihen. Eduards Liebe sollte geprüft und dann belohnt werden. Mit diesen Vorstellungen suchte er den Schmerz zu lindern, der sein Herz zerriß. So kamen sie nach Holzhausen. Aber Henriette hatte ihn schon erkannt, und den Ort verlassen, der ihr neues Verderben drohete. Die seltsame Verwickelung, Erichs unbefriedigende Antworten erregten Zweifel in ihm; er hatte Glück gesucht und glaubte sich von neuem betrogen. Seine Wuth,

sein Schmerz wirkte auch auf Eduard, der keinen Ausweg sah, und sinnlos der fürchterlichen Spur folgte, die ihm der Onkel zeigte. Doch immer regten sich noch Zweifel in ihm gegen des Onkels Vermutung, und an jenem Abend redeten sie deutlich. Der Fremde hatte sein Mißtrauen ein Verbrechen genannt, er wollte sich aussöhnen mit Erich, mit Wilhelminen und ihrer Mutter. Er holte ihre Gemählde, der Onkel sah sie, und erschrak über die Aehnlichkeit. Er sah des alten Ruhberg Portrait, und der Nebel verschwand, er sank nieder unter dem Druck seiner Gefühle. Unglück hatte er überlebt, sein Glück drohete ihn zu tödten. Er konnte nicht zweifeln, Wilhelminens Mutter war die unglückliche Henriette. Er wollte dies erzählen, und konnte nur Namen und Worte stammeln, die keiner verstand. Endlich brach Eduards Verzweifelung die Fesseln, die seine Zunge lähmten, mit der letzten Kraft seiner Sele, preßte er sein Geheimniß, sein Elend hervor, und sank in den schmerzlichen

Kampf zurück. Die Entdeckung hatte ihn angegriffen, die Erinnerung, die Größe seines Verbrechens, das er jetzt ganz übersah, zerriß den seidenen Faden seines Lebens. Der Arzt erklärte Hülfe für unmöglich, und wäre sie es gewesen, die Unruhe, der immerwährende Kampf in seiner Brust, Zufälle, Kränklichkeiten, (Folgen seiner ehemaligen Ausschweifungen) hätten Rettung unmöglich gemacht. Es wirkte alles schnell aufeinander. Er hatte die letzten Tage seine Sprache wieder erhalten, aber nur um die Größe seines Schmerzes zu schildern. Er fühlte seine Gefahr. „Lieber Arzt, ich glaube Ihre Kunst ist aus bei mir;“ fragte er zitternd. Der Arzt suchte ihn zu beruhigen.

„Nein, Sie täuschen mich, lieber Freund, sagen Sie nur, Sie können nicht helfen, und betrügen mich nicht um die letzten Tage; ich habe noch so viel zu thun, daß eine verschwendete Minute unersetzlicher Verlust ist.“ Dies sagte er mit schwacher sterbender Stimme. Der Arzt gab ihm gerührt die Hand, „bestimmen Sie, reden

Sie was Sie wollen, die Hoffnung bleibt uns ja doch immer.“ Er ging mit einer Thräne im Auge. Der Baron sah umher. „Eduard!“

Der Jüngling trat zitternd ans Bett, der Schmerz des Onkels hatte sein Glück verdrängt, er sah nichts als ihn. „Onkel, theurer Vater,“ schluchzte er.

Der Kranke hob beide Hände in die Höhe, Eduard legte die seinen hinein, und er haschte darnach, als wäre es die helfende Hand des Erretters. Er drückte sie an sein Herz. „Du giebst mir Muth zu sterben,“ sagte er langsam, „nicht wahr? Henriette war glücklich, erzähle mir, war sie es?“

„Sie war es ganz in ihrer Tochter.“ sagte Eduard feurig.

Das Gesicht des Kranken wurde finster, „sagtest Du nicht ihr Vater wäre Prediger gewesen?“ fragte er ängstlich.

„Ja, aber viele bezweifelten dies, es hatte ihn keiner gekannt. Und in den sechs-

zehn Jahren, da sie dort wohnte, hat man nichts davon erfahren können.

„Man zweifelte, man hätte nichts erfahren?“ fragte der Onkel rasch, „o sag', gieb mir eine Gewißheit.“ — Er sank zurück. „Diese Gewißheit!“ stammelte er noch. Seine Phantasie war beschäftigt, er ahnete, er fühlte Wilhelmine sei seine Tochter. Freude stand auf seinem Gesicht, er kämpfte gewaltsam gegen die Empfindungen des Schmerzes. Er winkte Eduard, und forderte die Gemählde. Eduard brachte sie zögernd, er fürchtete den Eindruck und irrete nicht. Der Baron nahm sie heftig. Sein Blick voll Verzweiflung hing auf Henrietten, auf den alten Ruhberg, er wurde blaß, er bebte. Eduard wollte ihm die Gemählde wieder wegnehmen, aber er hielt sie fest, und verbarg sie bei sich. „Wüßten sie es nur,“ seufzte er leiser.

Eduard hörte es. Er staunte daß er daran noch nicht gedacht hatte. Er wollte einen Courir an Erich abschicken, und sie kommen lassen. Dies sagte er dem Onkel.

Der Kranke wiedersprach. „Nein," sagte er schwach, aber nachdrücklich, „ich will sie nicht durch mein Unglück bestechen. Meine Strafe ist gerecht, ich verdiene sie. Ich muß ohne diesen Trost sterben." —

Eduards Zureden half nichts, er wiedersprach immer, selbst da, als er ihn bat, Wilhelminen die Rechte seiner Tochter zu geben, und Henrietten als seine Gattinn zu erkennen. „Nein," sagte er, „ich habe sie verstoßen, sie mag mir verzeihen, sie wird es. Aber ihr Unglück will ich ihr nicht mit Stand und Gelde bezahlen."

Eduard hoffte noch, als schon alles verloren war. Der Kranke beschäftigte sich immer mit den Gemählden, oft sprach er leise mit ihnen. Wohlthätige Träume ließen ihm seinen Schmerz nicht mehr empfinden. Ein neuer Rückfall kam, er hielt die Gemählde immer fester an sich. Bald war er nicht mehr, der wiederkehrende Schlagfluß hatte ihn getödtet. Sein letztes Wort war: Henriette! . . .

Eduards Schmerz war groß. Jakob wollte die Gemählde wegnehmen, die der Todte noch an die Brust gedrückt hielt. „Laß sie ihm," rief Eduard, „so soll er bleiben, es war ja sein letzter Trost." Er warf sich neben die Leiche und küßte die starre Hand, welche die Gemählde umfaßte; dann stand er auf. „Jakob hilf mir," sagte er, und ging händeringend aus dem Zimmer. —

„Wohin soll es nun gehen?" fragte Jakob, als der Onkel nach Eduards Willen beerdiget war. „Eilen Sie von hier weg, dieser Schmerz ist gefährlich!" Eduard hatte die letzten Tage nichts gedacht, als seinen Verlust, Jakobs Frage weckte zuerst wieder den Gedanken an Wilhelminen. Er schickte die Bedienten des Onkels zurück, und reiste wieder nach Hedemünden.

Erich erschrak wie er den Graf in Trauerkleidern sah. Eduard sank ihm in die Arme; „ich weiß alles," rief er, „wo sind sie? ich weiß alles."

„Und wenn Sie es wüßten," fragte Erich, „könnten Sie grausam genug seyn, den Unglücklichen noch diesen Schmerz empfinden zu lassen? Nein, Sie dürfen nicht erfahren wo sie sind, Sie dürfen sie nicht wieder sehen!"

Eduard verstand ihn nicht. „Soll ich noch länger das Schicksal eines Unglücklichen empfinden, war dieser Schmerz nicht genug!" rief er außer sich. — „Armer Onkel, wie ungerecht sind sie gegen Dich!" . . .

„Ihr Onkel?" fiel Erich schnell ein, „war es nicht Ihr Vater?"

Alles erklärte sich. Die arme Henriette hielt ihr Unglück für größer als es war. Sie kam um Eduards Vater zu sehen, und erkannte in ihm den treulosen Gustav. Von schrecklichen Ahndungen gemartert fiel sie leblos nieder, und als sie erwachte war ihr Entschluß gefaßt. Sie eilte nach Hause. Wilhelmine flog ihr entgegen, Erich kam. „Fort von hier," rief Henriette außer sich, „er ist ein Betrüger, wie sein Vater." Sie erzählte, Erich verstand sie

nicht, Wilhelmine verlor das Bewußtseyn. „Fort von hier, ehe sie kommen, es könnte mich tödten," rief die Mutter. „Wilhelmine hilf mir." Sie zog einen Koffer ins Zimmer. „Ach helfen Sie mir lieber Erich, wir müssen fort." „Wüßte ich nur was Ihnen fehlte?" fragte Erich, „wie kann ich helfen?" Sie erschrak, gab ihm die Hand, und erzählte ihm schluchzend ihr Unglück, und jezt die schreckliche Entdeckung. „Er ist ihr Bruder," rief sie „ich kann ihn nicht sehen, er darf uns nicht sehen, er darf uns nicht finden."

Erich begriff nun wohl daß schnelle Entfernung das beste sey. „Wohin," jammerte Wilhelmine, „wohin sollen wir." Daran hatte Henriette selbst noch nicht gedacht. Erichs kältere Ueberlegung fand einen Ausweg. „Zu meinen Bruder wollen wir," sagte er tröstend, „dort sind Sie gesichert." Kaum war dieser Entschluß gefaßt, so ward Henriette ruhiger. Und nun gings mit mehr Ueberlegung ans Einpacken. Am Morgen waren sie schon reise-

fertig. Henriette nahm weinend Abschied von ihren Freunden, Wilhelmine that es, aber betäubt ohne Bewußtseyn. Erich traf noch Veranstaltungen wegen seiner Abwesenheit, und dann gings fort. Den dritten Tag kamen sie nach Silbuck, einem Dorfe im Sollinger Walde. Hier wohnte Erichs Bruder auf einer Pachtung. Erich empfahl ihm seine unglückliche Freundinn. Der Mann nahm sie gerne auf, und ohne nach der Ursache ihres Grams zu forschen, da er sah, daß sein Bruder diese gern geheim halten wolle. Erich blieb noch einige Tage, um die Veränderung nicht zu auffallend zu machen. Doch alle fühlten das Drückende ihrer Lage. Es war eine wortlose Stille, aber ihr stummer Schmerz, ihre Blicke redeten deutlich, man sah den Gram der sie verzehrte. Nun mußte sich auch Erich trennen, Thränen nur folgten ihm, ihr Unglück hatte keine Worte mehr. Wilhelmine ging traurend umher, sie schwieg, aber ihr Blick zum Himmel, schien den Himmel zur Hülfe herab zu rufen. „Auch dies Un-

glück noch?“ klagte Henriette, „auch diesen Schmerz?“ Sie war so gebeugt daß sie nicht einmal Wilhelminen trösten konnte. Das Mädchen blieb sich selbst überlassen. Sie fühlte den Gram der Mutter, aber noch mehr ihr eigenes Unglück. Er war ihr entrissen, keine Hoffnung, nur Verderben sah sie. „Er ist dein Bruder, du darfst nicht an ihn denken!“ rief sie sich selbst zu im Ausbruch wilder Verzweifelung, sie machte sichs zum Verbrechen, an ihn zu denken, und dachte nur an ihn. Immer stand sein Bild vor ihr, aber nicht wie einst mit den Reizen der Liebe, sinnlos sah sie ihn, voll Verzweifelung um die Geliebte. —

So dauerte es einen Monat, nun bekam ihr Schmerz Worte. Henriette wagte es nach und nach Wilhelminen zu trösten. Sie gingen ins Feld, sie nahmen Theil an den Geschäften des Haushalts, um ihren guten Wirth gefällig zu seyn, bei Wilhelminen half dies nichts, zwar sprach sie von Eduard nicht; aber ihre Empfin-

dung lößte sich in einen gewaltsamen Strom von Thränen auf. Dies grausame Schweigen drohete Wilhelminen zu tödten, sie schlich blaß, abgehärmt umher, sie hatte für nichts mehr Sinn, kaum noch für den Schmerz ihrer Mutter. Ihr Elend war so groß daß sie kein Unglück mehr kannte, selbst der Tod schien ihr nicht mehr fürchterlich. Die Mutter würde sie für ruhig gehalten haben, hätte sie dies schreckliche Schweigen nicht gefürchtet. Sie wußte keine Hülfe und erwartete sie nur vom Schicksal. Als sie so einmal am Abend trostlos zurück kamen, begegnete ihnen ihr Wirth mit dem Bruder. Henriette erschrak, Wilhelmine erkannte ihn nicht. Von Erichs Gesicht strahlte Freude, er kam zu Henrietten, „seyn Sie ruhig.“ Sagte er herzlich.

Sie sah auf die Tochter, „kann ichs seyn? Ach wenn Sie Mitleid nicht hieher führte, wie können Sie kommen um unsere Hoffnungen zu reizen?“

„Ich selbst verzweifelte in meiner Angst,“ sagte Erich tröstend, ich fürchtete alles, doch nun hoffe ich wieder. Es wäre ein grausames Schicksal das uns diesen Trost raubte. Nein, hoffen Sie immer, Sie fürchteten ja so viel.“

Henriette sah ihn an, kaum verstand sie was er sagte. „Ich fürchtete zu viel? Wie?“

„Es war nicht sein Vater, der Onkel war es. Eduard ist Bidaus Neffe.“ Er gab sich alle Mühe um sie nach und nach vorzubereiten. Henriette sah ihn zweifelnd an, „hörst Du Wilhelmine was er sagt?“ — Wilhelmine erhob ihren Blick von der Erde starr auf die Mutter. „Wir sollten hoffen, um wieder zu verzweifeln,“ sagte sie langsam. Sie hielt Erichs Trost für eine mitleidige Täuschung. „Hier; hier wünsche ich nichts mehr!“ — seufzte sie und sah starr gen Himmel.

„Auch ihn nicht, auch Eduard nicht?“ fragte Erich. — . . .

Wilhelmine schrie auf. Sie sah ihn, sie lag in seinen Armen. Henriette hielt sich an Erichs Bruder um nicht nieder zu sinken. Wilhelmine war in der fürchterlichsten Betäubung, Eduard war es. Man hörte nichts, keinen Laut, keine Stimme. Erich sah in der Angst von einem zum andern. „Besinnt Euch doch,“ rief er immer; und keiner hörte ihn. Eduard machte endlich seinem Entzücken Luft, „Wilhelmine,“ rief er, „Wilhelmine!“ — Sie erwachte und war leichenblaß, Eduard trug sie aufs Bett, „Wilhelmine,“ rief er noch immer; „theure Wilhelmine.“

Henriette sah Erich starr an, er erzählte mit wenigen Worten, und bat immer, „bestimmen Sie sich doch.“

Der Tag wurde unruhig durchkämpft, erst der kommende Morgen feierte ihr Entzücken. Man besann sich, Eduard erzählt

te, und Henriette weinte Thränen in das unglückliche Schicksal ihres Gustavs. „Ich vergebe ihm," weinte sie laut, „ich vergebe, auch wenn ich ihm diesen Himmel nicht dankte." Sie schloß ihre Kinder in die Arme.

Wonnevolle Tage ruheten auf dem einsamen Landhause, die Freude, das Glück war gemeinschaftlich, so wie ihr Kummer es war. Man dachte nichts, man wollte nichts als glücklich seyn. Alles war vergessen, Eduard dachte nicht daß er hier fremd war. Er wäre hier immer geblieben wenn Erich nicht von seiner Abreise gesprochen hätte. Nun mußte auch er daran denken. Er fragte Wilhelminen, die Mutter, Keiner hatte daran gedacht, alle wären gern geblieben. „Und könnt Ihr dies nicht?" sagte Erichs Bruder. Er schlug ihnen ein nahes Landguth vor. „Kaufen Sie dies," sagte er zu Eduard.

Eduard fand den Gedanken vortrefflich. Er verkaufte seine Güter in Sachsen.

(Jakob mußte alles besorgen) und sie bezogen das Haus.

„Hier wollen wir bleiben,“ sagte Eduard mit dem Entzücken seines Glücks, „hier wo ich glücklich wurde, und nur das will seyn, was mir Deine Liebe verschafte, Wilhelmine, ein glücklicher Landmann!“

Das entzückte Weib sank unter der Bürde ihres Glücks in seine Arme, „nicht Graf,“ seufzte sie, „nein, nur Eduard.“ —

Henriette dankte ihm den Entschluß, Erich lobte ihn. „Mögen meine Kinder Grafen werden,“ sagte Eduard bei seinen ländlichen Arbeiten, wenn sie nicht Landleute bleiben wollen, wenn sie nur lernen glücklich zu seyn.“

„Dies werden sie gewiß, bei dem edlen Beispiel ihrer Aeltern, bei ihrer zärtlichen Liebe, bei ihrer Großmuth und Güte,“ sagte Erich gerührt. — —

Und er hatte Recht. Noch jetzt sieht sie der Greis mit Entzücken, und immer zählt er den Tag unter die glücklichsten, da er dies edle Paar vereinigte. Eduards Kinder nennen ihn Großvater und er liebt sie als Enkel. Man kennt Eduards Stand nicht, aber alle beneiden sein Glück. —

Gustav Sander.

Vieles ist dunkel, aber nichts ist dunkeler als der Mensch! — Wer sich oft getäuscht, in seinen Hoffnungen betrogen, sein Herz zerrissen fühlte, der wird ihn für zu schlecht; wer nur in dem stillen engen Kreise häuslicher Freude lebte; ihn leicht für zu gut halten: Doch der Gute ist nicht immer so edel als er scheint, oder doch seyn könnte, und der Bösewicht nicht immer so schrecklich als man fürchtet. Auch der Schlimmste hat oft noch eine gute Seite, suche diese auf um nicht zu verzweifeln, der edelste Vorsatz war oft nur Stolz, und die glänzendste That nur Eitelkeit; prüfe und

sei vorsichtig! Und wenn Du findest, daß es weniger gute Menschen giebt, als Du glaubtest, dann laß Deinen Glauben an eine Tugend nicht fahren. Es giebt eine Tugend, wie es eine Ewigkeit giebt, in der Brust des Rechtschaffnen liegt die Ueberzeugung!

Dies mag eine Einleitung zur Geschichte des Mannes seyn, der in der vorigen Erzählung so sehr auf den Baron und Eduard wirkte. Gewiß hat er Theilnahme erregt, und was hätte Interesse, wenn es die Tugend nicht hat? —

Sander hieß der edle Mann, den Baron Bildau in Frankfurt an der Table d'hote fand. Ob er noch lebt? Gewiß trägt er seinen Gram und sein Unglück noch tief in seiner Brust verschlossen umher, und doch haßt er den nicht, der ihm alles raubte. Er sucht den Urheber seines Unglücks zu lieben, der mit frevelnder Hand sein Herz zerriß. Giebt es etwas Erhabeners? O edler unglücklicher Mann! jetzt in Deinem Rocke von schlechtem Tuch, unter den Arbeiten

Deiner Hände, bist Du größer, erhabener, als einst in Paris in Deinen reichen Kleidern, und Deinem Ueberfluß. Doch nein, schon dort warst Du der Edle, Dein Unglück ist nur ein Beweis Deiner Großmuth. Siehst Du vielleicht diese Blätter, o so zürne nicht auf den Fremden, der es wagte Dein Geheimniß aufzudecken, verzeihe es der guten Absicht mit der es geschah. —

Guter edler Sander! — Ein Zufall veranlaßte Dein Glück und Dein Unglück! Doch thut dieser nicht oft mehr als wir glauben? Mag die Freude und das Unglück Deines Lebens ein Werk des Zufalls seyn, Deine Tugend war es nicht, sie erhebt Dich über alles!

Die Ursache die für Sanders Leben entschied, war — eine Pariser Oper. Seine Mutter hatte vier Mädchen geboren, als sie wieder schwanger wurde. „Einen Sohn!“ rief der Vater, der sich schon lange einen männlichen Erben gewünscht hatte, mit ängstlicher Freude: „einen Jungen, Sophie, und dann fordere was Du willst.“

„Gewiß? wenn ich Dir trauen könnte?“ fragte die Mutter halb scherzend: „aber was dürfte ich bitten? höchstens ein neues Kleid?“

„Nein, was Du willst Sophie, da hast Du mein Wort.“ Er gab ihr die Hand.

So hofften beide ängstlich auf einen Knaben. Die Mutter versäumte kein Mittel, um diese frohe Gewißheit früh zu erfahren, und als sie wirklich einige Hoffnung hatte den sehnlichsten Wunsch ihres Mannes erfüllt zu sehen, unterließ sie es nicht ihn täglich an sein Versprechen zu erinnern. Er antwortete immer fest und versichernd: „einen Jungen, und Du kannst fordern was Du willst.“ — Endlich kam die ersehnte entscheidende Stunde. Die Mutter vergaß in der Furcht über ihre ungewisse Hoffnung den Schmerz, der Vater dachte nicht an die Gefahr der Mutter, durchrannte das Zimmer, und fragte in jeder Minute zehnmal, „ists ein Junge? Zehn Louisdor, lieber Doktor, wenn's ein Junge ist.“ „Ein Sohn! ein Sohn!“ rief der Arzt entzückt,

und hob freudig den Knaben in die Höhe. „Ein Junge?“ schrie der Vater, und riß das Kind an sich, er tanzte in der Stube umher, bis ihn endlich das Geschrei des Kleinen nöthigte, ihn zurück zu geben. Die Mutter wußte kaum was sie sagen sollte, so groß war ihre Freude. Sie sah auf ihren Mann, und er sagte: „ich halte Wort.“

Während der Vater Anstalten zu dem glänzenden Feste traf, dachte die Mutter nur daran was sie von ihrem Manne erbitten sollte. Alles schien ihr zu klein. Er hatte ihr so feierlich sein Wort gegeben, und sie wollte diese Gelegenheit in vollem Maaße benutzen. Endlich verfiel sie auf das Seltsamste. Eine Freundinn gab ihr die Veranlassung zu dem Wunsche, eine Pariser Oper zu sehen. „Die sollen alles übertreffen,“ sagte sie, „was man in Braunschweig und Berlin sieht.“ „Von denen mag ich gar nicht mal hören,“ antwortete Sophie etwas verdrüßlich, „zu Braunschweig läuft jeder hinein, da ist's etwas alltägliches, und in Berlin ist das Gedränge zu groß, und

überdies ist da alles umsonst; was hat man denn da für Vorzüge vor Anderen? Eine Pariser Oper? ja das wäre etwas! Wer sieht die gleich, und dann die weite Reise! und in Frankreich, in Paris gewesen zu seyn, und die neuesten Moden mitzubringen!"

So jagte ein Gedanke den andern, und der Entschluß war fest, sie wollte nach Paris um eine Oper zu sehen.

„Mein Gott! Sophie," sagte Sander erschrocken, wie er den Wunsch seiner Frau hörte: „was willst Du in Paris? das ist eine Reise in die Luft. Fordere etwas Solides, einen Halsschmuck, Perlen, Diamanten sogar, und wenn es tausend Thaler sind, Du sollst sie haben, aber nach Paris? das Geld ist ja wie weggeworfen."

„Das dachte ich wohl," antwortete Sophie," und verzog den Mund in ein saures Lächeln, „auf Dich darf man rechnen."

„Aber Du bist ja wie die Herodias, und noch schlimmer. Eine Reise nach Paris, darauf thut Dir keiner einen Pfennig zu gute."

„Ich will aber dort eine Oper sehen, und ich habe Dein Wort.“

„Ja, aber etwas Solides, Sophie, sonst wollte ich lieber Du hättest wieder ein Mädchen bekommen.“

„Nun ja, versuche Du nur Gott. Meine Schuld ist es nicht, wenn ein Unglück über uns kömmt.“

Diese Worte nahmen dem Vater allen Muth. Er dachte mit Schrecken daran, daß er seinen Liebling verlieren könne, wenn er sein Wort, oder Gelübde, wie seine Frau lieber sagte, bräche. „Aber das Guth, Sophie,“ hob er nachgebend an; „was soll daraus werden? wenn ich nicht hier bin? Der Verwalter ist freilich da, aber des Herren Auge, weißt Du wohl, macht das Vieh fett.“

Wie Sophie ihn so weit hatte, wußte sie ihn durch Bitten und Schmeicheleien bald ganz für ihren Wunsch zu gewinnen. Das Meiste that bei ihm der Gedanke, auf dieser Reise seine ökonomischen Kenntnisse zu er-

weitern, und bald mehr erzählen zu können, als jeder Guthsbesitzer seiner Gegend.

So war denn Eitelkeit von beiden Seiten der Bewegungsgrund zu der weiten kostspieligen Reise. Sander machte ein genaues Inventarium über sein Guth, empfahl alles der strengsten Aufsicht des Verwalters, und nahm sich fest vor, seine Reise so gut zu nützen als er könne. Die Mutter versäumte auch nicht die wichtigsten Vorkehrungen zu treffen. Sie war allenthalben umher gefahren, und hatte mit stolzen triumphirenden Blicken erzählt, daß sie die Pariser Oper sehen, und die neuesten Moden mitbringen würde. „Und Ihre Kinder?“ fragte eine ehrwürdige Alte, mit einem Vorwurf. — „Nun die bleiben hier bei der Tante. Außer Gustav, der noch nicht entwöhnt werden kann, und mein Mann will durchaus keine Amme leiden:“ antwortete die Mutter mit kalter Gleichgültigkeit.

Und in der That geschah dies. Die vier Mädchen, von denen das älteste acht Jahr alt war, wurden der Tante übergeben, und

der kleine Gustav mußte die Reise nach der Oper mit antreten. Er schrie freilich wenn der Wind durch den Wagen pfiff, und ihn der Regen durchnäßte, aber die Mutter hörte es nicht. Sie war voll von dem, was man einst von ihr sagen würde, daß sie den Ton angeben, und die erste Rolle spielen könne, da sie in Paris gewesen sei. Auch Sander bekümmerte sich wenig um das Kind. Die tausend Gegenstände die sich seiner Neugierde darbieten würden, beschäftigten ihn so sehr, daß er alles vergaß.

Endlich kamen sie nach Paris. Sophiens erste Frage an den Markör war: „Wann ist Oper?"

„Nach einem Monat," war die Antwort. Sander warf einen finstern Blick auf seine Frau, sie machte ein trauriges Gesicht, aber insgeheim freuete sie sich sehr, denn nun konnte sie länger als einen Monat in Paris bleiben, und ein größeres Glück kannte sie nicht. Doch die Freude dauerte nicht lange. Ein Kaufmann Marlier, an den sie Adressen hatten, war verreist, und

einen andern kannten sie hier nicht. Die ersten Tage verstrichen sehr traurig, nur daß Sander darauf bedacht war, eine Wohnung in einem Privathause zu beziehen. Er fand bald eine, und dadurch erhielten sie wenigstens Bekanntschaft mit ihrem Wirthe. Doch was war dies gegen die glänzenden Träume die Sophie von Paris hatte. Ein stilles eingezogenes Leben, einseitiger noch beinahe als auf dem Guthe. Ihr Unmuth wuchs täglich, ihr Mann schien sich vorgenommen zu haben, nichts zu sehen als eine Oper. Alle die Herrlichkeiten kannte er nicht, und für einen neuen Anzug wollte er auch nicht einen Pfennig ausgeben. Er war sehr unzufrieden mit der Reise, denn noch hatte er keinen Naturforscher und Oekonomen gefunden, mit dem er sich hätte unterhalten können, und zum Unglück konnte er nur sehr schlecht französisch sprechen, was ihm jede Unterhaltung erschwerte. Er fluchte alle Tage auf die Oper, und wenn der kleine Gustav jetzt schrie, so warf er finstere unzufriedene Blicke auf ihn, daß man sah, er

schrieb ihm alles Unglück zu. Sophie mußte seinen Unmuth bitter empfinden, und er wurde jetzt nochmal so geizig wie vorher, um die Thorheit seiner Frau zu bestrafen.

Endlich erbarmte sich der Zufall der bekümmerten Familie. Auf einem Spatziergange in den Thuillerien, den Sander machte, weil dies Vergnügen umsonst war, gesellte sich ein Fremder zu ihnen. Ein Gegenstand, der ihre Bewunderung gefesselt hatte, gab ihnen Veranlassung ein Gespräch anzufangen.

„Sie sind hier fremd?“ fragte ihr Gesellschafter.

„Ja,“ antwortete Sander.

„Und wahrscheinlich Deutsche?“

„Zu dienen, ich bin der Guthsherr Sander, von Berlingerode.“

Sander war froh, daß er endlich einen Menschen gefunden hatte, dem er erzählen konnte, und er sprach in einem fort von seinem Guthe, so schlecht und gut als er konnte. „Und Sie sind nach Paris gekommen?“ fragte der Fremde.

„Um die Oper zu sehen,“ fiel Sophie ein, „und um meine ökonomischen Kenntnisse zu erweitern;“ setzte Sander sehr wichtig hinzu. Der Fremde machte eine Verbeugung und sagte sehr höflich: „ich bin der Markis Dürmon, und es freuet mich eine so interessante Bekanntschaft gemacht zu haben. Ich fürchte daß es Ihnen hier jetzt an Zerstreuung fehlen wird, und es sollte mir leid thun, wenn Ihr Aufenthalt in Paris Ihnen nicht so viel Vergnügen gewährte, als sie hofften. Wenn Sie in einer Stunde, die Sie nicht besser auszufüllen wissen, geneigt sind, diese Bekanntschaft fortzusetzen, so würde ich sehr erfreuet seyn.“ Bei den Worten zog er seine Brieftasche hervor, schrieb ihnen seinen Namen, die Straße, und die Nummer seines Hauses auf einen Zettel, und empfahl sich.

Sander sah seine Frau verwundert an. „Die Franzosen sind doch artige Leute,“ sagte er freudig. „O,“ sagte sie, „besonders dieser, wir müssen ihn besuchen, es ist ein Markis, und das muß hier etwas vor-

nehmes seyn?“ „Was bei uns ein Landgraf ist,“ sagte Sander. Unter diesem Gespräch kamen sie nach Hause, und Sophie rief schon in der Thür ihrem Kindermädchen zu: „Denke Dir Hanne, wir haben Bekanntschaft mit einem Markis gemacht, das ist so viel als bei uns ein Landgraf, den wollen wir besuchen. Aber einen neuen Anzug muß ich haben, lieber Mann, und Spitzen, denn, denke Dir ein Landgraf, und ich in diesem Anzuge! Welche hohe Gnade! Wir müssen dies zu verdienen suchen.“

Sander wollte ihr nun begreiflich machen, daß ein französischer Markis doch immer etwas weniger sei, als ein deutscher Landgraf, daß sie aber doch einen neuen Anzug haben solle, wenn sie ihn besuchen würden. Doch dazu schien er keinen Sinn zu haben. „Ein Markis!“ sagte er immer bedenklich, „er könnte uns zum Essen bitten, und wir müßten ihn dann wieder bitten, das könnte eine theure Geschichte werden, wir wollen ihn besuchen, aber nicht ehr als den Tag vor der Abreise; dann können wir doch sagen, daß wir bei ihm gewesen sind.“

„Das ist noch lange hin,“ sagte Sophie, „ich werde wohl nichts anders sehen sollen als Steine und Bäume, und bin doch in Paris. Nein, wir müssen zum Markis, was wird der stolze Herr von Klemm sagen, der nicht bei uns essen wollte weil Du nicht adlich bist; er wird sich ärgern, wenn er hört, daß ein Landgraf von Paris Dein Freund ist.“

Dies war Sanders schwache Seite. Schon lange hatte er gewünscht, das Wörtchen von vor seinen Namen zu schreiben, aber er scheuete immer die hundert Ducaten. Die Aussicht, die ihm seine Frau machte, den stolzen Klemm demüthigen zu können, war ihm in der That sehr reizend, und er versprach wirklich funfzig Thaler daran zu wenden, um den Markis zu besuchen. Denn diese Summe berechnete er, müsse wenigstens ein solcher Umgang kosten, ohne den neuen Anzug gerechnet, den seine Frau bekommen würde.

Markis Dürmon beschäftigte die Familie so sehr, daß der kleine Gustav ganz

darüber vergessen wurde. Er blieb der Wartung der guten Hanne überlassen, und in der That befand er sich wohl dabei. Das Mädchen war ein gutes Geschöpf, und mitten unter Franzosen war sie gezwungen sich nur mit dem Kinde abzugeben, dessen Geschrei sie allein verstand. Sie plauderte mit Gustav als wäre er zehn Jahre alt, und schien es mit Fleiß darauf anzulegen, daß der Knabe in Paris ein Deutscher bliebe. Sie hatte die Freude, daß das Kind sich ganz an sie gewöhnte, und lieber bei ihr als der Mutter war. Sophie bemerkte es nicht, und wie konnte sie dies, da sie sich den ganzen Morgen bei der Toilette beschäftigte, um den Nachmittag spatzieren zu gehen. Sander gewöhnte sich nach und nach in seine neue Rolle. Schon konnte er einen Louisdor gleichgültig weggeben, ohne daß er ihn einigemal umdrehete, und ihn langsam mit einem leisen Seufzer aus den Händen ließ. Er fand sich ungemein geehrt, wenn er an Sophiens Seite mit dem Lohnbedienten durch die Straße ging, und ein jun-

ger Officier, oder ein anderer wohlriechender Herr Sophien wohlgefällig anblickte, und dem Mann der schönen Frau ein artiges Compliment machte. In einem solchen Augenblick bereuete er die schönen Goldstücke nicht, die er sonst so emsig bewachte. Es sind nur ein paar Monat," dachte er, „und wenn du erst wieder zu Hause bist, wer weiß was geschieht? vielleicht schlägt das Getreide auf, und tausend Thaler sind dann bald wieder gewonnen!" Selbst Sophie wußte diese Hoffnung in ihm zu nähren, und so wurde es ihr leicht ihn selbst zu großen Ausgaben zu bewegen. Sie dachte nun ernstlich darauf den Markis Dürmon zu besuchen. Es war schon ein Tag dazu bestimmt, als an einem Morgen ein Wagen vor ihrer Thür hielt. Sie flogen ans Fenster, es war der Markis der ausstieg. Sander erschrak, er wollte sich verläugnen lassen, weil er noch im Schlafrocke war, und Sophie rannte im größten Neglige' im Zimmer umher. Sie wollte ins Nebenzimmer als der Markis herein trat. Das erschrockene

schrockene Paar suchte seine Verlegenheit zu verbergen. Der Markis war so artig diese nicht einmal bemerken zu wollen, er näherte sich Sophien. Sie lief mit einem Geschrei in den äußersten Winkel des Zimmers, hielt die Schürze vor Gesicht und Busen, und wollte sich nicht sehen lassen. Der Markis ließ sich nicht irre machen, er kam ihr nach, nahm sehr bescheiden ihre Hand, die sie wieder los machen wollte, und drückte sehr artig seine Lippen darauf. „Schämen Sie sich nicht," setzte er noch höflicher hinzu, „es ist jetzt die neueste Mode, den entblößten Busen zu zeigen, und selbst Herzoginnen nehmen Morgenbesuche im Bette an."

„Das ist aber unverschämt," platzte Sander hervor, der sich etwas von seiner Verlegenheit erholt hatte, „ich wollte Dich jagen Sophie!"

„Und wenn es nun Mode ist," sagte Sophie hitzig und ließ schnell die Schürze fahren, so daß sie wirklich in der neuesten Mode da stand.

„Nein," sagte Sander bedutzt, „Du

sollst die Oper sehen, aber Dich soll man so nicht sehen. „Er schob sie in das Nebenzimmer, und stellte sich vor sie, um dem Markis die neueste Mode zu verbergen. Als er zurück kam, sagte Dürmon lächelnd: „Sie sind ein ächter Deutscher.“

„Das bin ich Herr Markis,“ antwortete Sander etwas trocken, „und so etwas leide ich nicht.“

„Aber es ist Mode, lieber Freund, und wären Sie immer in Paris, Sie müßten es sich gefallen lassen, oder man würde Sie für keinen Gentil-homme halten.“

„Das bin ich auch nicht,“ erwiederte Sander treuherzig.

„Nicht? Sie sind mehr, Sie haben ein Dorf, ein Guth, und das hat mancher Vikomte nicht. Sie sind hier so gut, wie jeder Baron.“

Sander machte große Augen, es gefiel ihm, daß er hier mehr wie mancher Vikomte sei. Wäre es eine andere Mode gewesen, Sophie hätte sie auf der Stelle nachahmen müssen, aber den entblößten Bu-

sen zur Schau herum zu tragen, dies wollte ihm nicht recht gefallen. Indes schwieg der Markis davon, und als Sophie bald in einem guten Deutschen Kleide zurück kam, war alles vergessen. Der Markis nahm in Geschwindigkeit ein kleines, aber ausgesuchtes Frühstück ein, und empfahl sich wieder. Sander wurde froh als er weg war, auch Sophie war es. Sie war doch etwas verlegen gewesen. Doch nicht lange dauerte diese Schaam, sie erinnerte bald ihren Mann daß sie den Markis wieder besuchen müßten. Den andern Morgen ließ Sander einen Miethswagen kommen, und fuhr mit Sophien nach der bezeichneten Wohnung des Markis. Er staunte. Der artige Durmon kam selbst am Wagen, und hob seine Gäste aus. Sander wurde beinahe eben so verlegen wie den Tag vorher, als er ins Besuchzimmer geführt wurde. Der Markis stellte ihm seine Frau vor, die zu seinem Erstaunen ganz nach der neuesten Mode gekleidet war. Er wurde noch verlegener, als die Markise gleich eine Unterredung mit ihm

anfing, und sogar über sein zartes Gewissen scherzte. Sie drückte Sophien die Hand, und sagte lächelnd: „Sie werden noch vieles sehen, was Ihnen auffallen wird.“ Sophie betrachtete die Dame mit neidischen Blicken, sie fand, daß der leichte Anzug reizend sey, und sie sehr verschönere. Auch Sander sah dies, doch hütete er sich seiner Frau etwas merken zu lassen. Man setzte sich. Der Markis ließ Schokolade herum geben, und wußte die Gesellschaft, und besonders Sophien so gut zu unterhalten, daß die Heiterkeit allgemein wurde. Scherz und Lachen flogen umher, man wurde so vertraut, als hätten Jahre schon diesen Umgang geknüpft. Sander hatte seinen Platz neben der Markise, der er nur immer von seinem Guthe erzählen mußte. Seine Unterhaltung schien ihr zu gefallen, und er war entzückt einer so schönen vornehmen Dame von seinen Ländereien und Schafen erzählen zu können. Sogar in der Sprache half sie ihm fort. Sander wußte dies zu erkennen. „Das lobe ich an den Franzosen,“ sagte er

zu Sophien, „daß sie einen nicht in Verlegenheit setzen. Da sollte man bei einem Deutschen, der hundert französische Worte mehr kann, mal einen Schnitzer machen, er lachte einem ins Gesicht. Sophie war ganz seiner Meinung. Beide konnten sich gar nicht in dem Glücke finden, die Bekanntschaft einer so artigen und vornehmen Familie gemacht zu haben. „Das sollte bei uns seyn, in Ihr Haus dürften wir nicht treten," sagte Sander offenherzig, und drückte dem Markis die Hand. „Alle Markis sind nicht wie ich," anwortete Dürmon, „aber ich schätze nur das Verdienst, und Männern, wie Sie sieht man dies gleich an."

Sander machte eine dankbare Verbeugung, und nun war er ganz gewonnen. Er verdoppelte schon in Gedanken die Summe, die er auf den Umgang mit dem Markis verwenden wollte. Er sagte dies seiner Frau, und sie drückte dafür einen warmen Kuß auf seinen Mund.

Alles gewann ein anderes Ansehen. Sander murrte nicht mehr, wenn Sophie ei-

nen andern Anzug forderte, oder der Schneider eine neue Rechnung brachte. Sie hatten eine Oper gesehen, der Markis selbst hatte sie dahin geführt, und doch wurde noch an keine Abreise gedacht. Sophie war froh, daß ihr Mann davon schwieg, und er suchte sich die Ursache seines längern Bleibens nicht hell zu machen. Der Verwalter mußte eine neue Summe schicken, die anfänglich zur Abreise bestimmt wurde, aber, als sie kam, war die Reise vergessen, und sie blieben von neuem. Freilich auf die Bitten des Markis, und noch mehr der schönen Markise. Sander fand sie schön, und hier war es ja Mode den Damen Schmeicheleien zu sagen. Er war ihr Begleiter auf den Spatzierfahrten, die jetzt der Markis vorschlug. Sie behandelte ihn leicht und scherzend, er wurde ganz beklommen wenn sie seine Hand hielt, und ihn ihren guten Deutschen nannte. In dem Augenblick hatte sie irgend eine Bitte an den Markis. Eine Uhr, ein Ring, Stoff zum Kleide, oder sonst etwas. Der Markis zuckte die Achsel,

und sagte dann unverständlich: „Du mußt warten, mein Kind.“ Was konnte Sander jetzt bessers thun, als den Wunsch der schönen Frau zu erfüllen, deren Mann er so viel Verbindlichkeiten schuldig war? Er berechnete schon die Summe, die er entbehren könne, und jetzt hatte er viel übrig. Nur wie dies Geschenk anzubringen war, dies machte ihn verlegen. Doch der edle Markis! — Sophiens Geburtstag kam. Man hatte davon gesprochen, die Markise hatte auf eine Ueberraschung gedacht. Der Tag kam. Die Markise bat eine kleine Gesellschaft, ein Ball machte den Schluß der Feier, und Sophie war die Königinn. Noch mehr, am Morgen hatte der Markis Sophien einen Anzug nach der neuesten Mode geschickt. Sander dachte an das Unschickliche nicht mehr, und sagte nur: „Was der Markis kann, kann ich auch!“ Zufällig war der Geburtstag der Markise in demselben Monat. So lange wollten sie noch bleiben. Sander kaufte eine goldene Uhr und ein Kleid, welches das Geschenk

des Markis bei weitem übertraf. Dies schickte er der Markise am Morgen zu. Den Abend beschloß wieder ein Ball, und die Markise war die Königinn. Die schöne Frau war so entzückt, daß sie Sandern in Gegenwart des Markis einen Kuß gab. Und was ist denn böses dran, dachte Sander: Sophie hats gesehen, einen Kuß in Ehren, u. s. w. Bald dachte er, was man offenbar thut, kann auch heimlich geschehen. Er küßte die Markise, und sie dachte dasselbe. Beide verstanden sich, ein Kuß, ein Händedruck folgte dem andern, Sander war in die schöne Frau verliebt. Doch, dabei blieb es nicht. Sander hatte nach und nach seine deutsche Gewissenhaftigkeit verloren, wie die Markise sagte. Er ging täglich zum Markis, und war froh, wenn er ihn nicht traf, denn die schöne arbeitsame Frau blieb immer zu Hause. Er mußte sich setzen, Dürmon wird in ein paar Minuten zurück kommen, sagte sie, bleiben Sie so lange. Eine Stunde; und Dürmon kam noch nicht. Sander frühstückte mit der

schönen Frau. Sie schenkte ihm ein, und sah ihm mit so blitzenden Blicken in die Augen, daß der Tisch mit ihm tanzte. Er vergaß alles, zog die Markise an sich, und drückte brennende Küsse auf ihre Lippen, auf ihren Busen. Sie erschrak, wollte sich losmachen, und sank in seine Arme. —

„Das ist Dein Tod!“ donnerte der Markis, der unbemerkt gekommen war, dem entzückten Paare zu. Beide fuhren erschrocken auseinander. Sander, wie vom Blitze getroffen, stand da, mit bebenden Knien und Lippen, er zitterte, seine Hände hoben sich, um die Kugel aufzufangen die in dem Augenblick an seinem Kopfe weg pfiff. Der Markis nahm ein anderes Pistol, Sander rannte mit einem Zetergeschrei in die andere Ecke des Zimmers. Die Markise flog hinter ihm her, stieß die Kammerthür auf, stieß den halbtodten Sander hinein, verschloß die Thür, und warf sich dem wüthenden Markis zu Füßen. Sie bat, sie flehete, jammerte. Nichts half, der Markis tobte

noch ärger, er wollte die Thür erbrechen, und das Schlachtopfer seiner Wuth suchen.

Sander lag in Todesangst bebend auf den Knieen, er rang die Hände, mit jedem Geräusch an der Thür fuhr er zusammen, jede Minute schien seinen Tod zu bringen. Das habe ich an Sophien verdient, seufzte er jammernd, er wollte durch seine Reue den Himmel bestechen. Sein Untergang schien ihm gewiß. Auf einmal wurde es still, er hörte eine Stimme mit dem Markis reden. Sander wollte schreien, aber nun verschwand die Stimme wieder, er hörte die Zimmerthür zumachen, und verschließen. Er bebte von neuem, doch es blieb still. Der Markis ging heftig das Zimmer auf und ab. Was willst Du machen? lieber Dürmon, fragte die Markise. Schweig, rief der Markis zornig. — Aber ich bin besorgt für Dich, in zwei Stunden kommt er wieder, und zahlst du nicht, so weißt Du was geschieht. — Schweig; rief der Markis noch wüthender, in einer Stunde bin ich nicht mehr, diese Kugel ist für

den Kopf des deutschen Hundes, der mich betrog, und diese für mich. Dabei bleibts. Er hob beide Pistolen in die Höhe. Die Frau that einen Schrei, der Markis drang von neuem auf die Thür, sie sprang auf, und nun stand er mit dem tödtenden Gewehr vor Sander, der sich bleich wie eine Leiche auf der Erde krümmte. Er betete, und bereitete sich im Ernst auf seinen Tod vor, entrinnen konnte er nicht mehr.

Die jammernde Frau warf sich vor dem Markis nieder. Morde mich! schrie sie, er ist unschuldig. Vergieb ihm, er wird Dich retten, und du bist frei. Der Markis trat sich besinnend zurück, wie meinst Du dies? fragte er langsam.

Sie warf einen Blick auf Sander, und sagte, würdest Du ihm vergeben, gewiß würde er Dir die tausend Ducaten leihen, die Dich allein retten können.

Sander zitterte heftig bei den Worten. Die Art seiner Rettung schien ihm eben so schrecklich als der Tod. Er lieh nie, und hatte dies selbst dem Markis schon

nachdrücklich abgeschlagen. Jetzt war er in der fürchterlichsten Lage, tausend Ducaten, oder die Kugel durch den Kopf, war die Losung.

Der Markis stand noch immer nachdenkend da, das Pistol in der Hand, auf Sander gerichtet. Ja, sagte er endlich, wenn er dies will, so sei es vergessen, und nach einem Jahre soll er das Geld wieder haben.

„Wollen Sie dies?„ fragte die Markise mit einem freundlichen Blick auf Sander. Er schwieg, doch sein Kopf machte mechanisch eine verneinende Bewegung.

„So stirb!“ rief der Markis durch das Zögern noch mehr aufgebracht, und zielte.

„Nein, nein, ich will!“ rief Sander zitternd mit empor gehobenen Händen.

Aber gleich, alles unterschrieben, sagte der Markis drohend. Die Markise brachte Feder und Tinte. Sander stellte einen Wechsel auf einen Bankier, dem er, was der Markis wußte, tausend Ducaten anvertrauet hatte, um sein Geld auch in Paris verzinset zu sehen. Nach zwei Stunden war

das Geschäft beendet, und Sander um tausend Ducaten ärmer. Dies fürchtete er selbst, und kam daher sehr traurig nach Hause. Zum Unglück hatte er der Markise an dem nehmlichen Tage ein Geschenk von zwanzig Louisd'or gemacht, und dadurch seine Kasse ganz erschöpft. Er warf einen angstvollen Blick auf Sophien, sie erröthete, und trat ans Fenster um sich seinen Blicken zu entziehen. Meine Sophie, sagte Sander traurig; komm, wir müssen worüber sprechen. Sie erschrak noch mehr, und folgte ihm zitternd aufs Sofa. Sophie, hob er an, wir hätten nicht nach Paris reisen sollen. Sie seufzte, doch wurde sie leichter bei den Worten. Wir haben hier viel verloren, fuhr er fort, und was wir in Berlingerode nie hätten thun dürfen, müssen wir jetzt. Und was ist das? fragte Sophie neugierig. — „Du mußt Deine Diamanten versetzen.“

Dies sagte Sander langsam und gedehnt. Sophie erschrak, sie wurde blaß, sie zitterte. „Mein Gott, hast Du kein Geld mehr?“ fragte sie schnell. — Nein. —

„Aber, die tausend Ducaten, bei Rivier?“ — „Ach; die habe ich dem Markis auf ein Jahr leihen müssen. Ich will dir bei Gelegenheit erzählen, wie es kam. Ich konnte nicht umhin. Suche nur deinen Schmuck zusammen, wenigstens muß ich gleich hundert Louisd'or borgen.“

Sophie zögerte. Sander bat sie zu eilen. Meinen Schmuck, hob sie endlich mit weggewandtem Gesichte an, den habe ich auch dem Markis auf ein Monat geliehen, ich will dir schon mal erzählen wie es kam.

„Was! Deinen Schmuck? dem Markis?“ rief Sander heftig, und sprang wild auf. Du unterstehst Dich ohne mein Wissen Deinen Schmuck wegzugeben?

Bei dieser Heftigkeit wuchs Sophiens Muth. Hast Du doch ohne mir etwas zu sagen, dem Markis tausend Ducaten geliehen, sagte sie trotzig.

Das that ich, weil ich nicht wußte, daß Du eine solche Gans gewesen bist.

Und ich that es, sagte Sophie spitz, weil ich Dich für klüger hielt.

Darüber kam es zu einem Gezänk. Beide wurden heftig, und im Zorn verriethen beide ihr Vergehen. Du auch, fragte Sander halb freudig, halb erschrocken, Du auch, mit dem Markis? Sophie, ist das wahr? —

Ja, sagte sie trotzig, und noch mehr als dies, Du bist mir gleichgültig, ich verachte Dich, ich wußte wohl, daß Du bei der schönen Markise warst, aber es ist mir einerlei!

„Wart, Du sauberer Bursche!“ rief Sander giftig, und flog aus dem Hause, nach der Wohnung des Markis. Dürmon war nicht da, auch die Markise nicht. Sie waren ausgefahren, wohin, wußte keiner. Dies sagten die Leute, welche seit einer Stunde die Zimmer scheuerten. Sander stand wie vom Schlage getroffen bei der Nachricht. Er kehrte traurig zurück, und trat mit dem Ausruf: „Er ist fort!“ ins Zimmer. Wer? fragte Sophie, der Markis? Als sie den Zusammenhang hörte, wurde sie wie rasend. Jetzt war an Sander die Reihe sie zu besänftigen. Sei nur

still! sagte er immer, daß keiner unser Unglück erfährt, vielleicht entdecken wir noch etwas von ihm. Sophie tröstete sich nicht, sie jammerte über ihre Diamanten, und Sander rang die Hände nach seinen Ducaten. Er rannte wieder fort; kennen Sie den Markis Dürmon, fragte er seinen Bankier keuchend. Der Mann schüttelte den Kopf. Kennen Sie ihn nicht, den Markis Dürmon? fragte Sander wieder, den Mann, den Sie einmal bei mir sahen?

Den? fragte der Bankier lächelnd, den kenne ich so von Hörensagen, es soll ein Gauner seyn.

Warum sagten Sie mir dies nicht? fragte Sander unwillig.

Mein Gott! wußte ich in welchen Verhältnissen Sie mit dem Menschen standen? und überdies, wie konnte ich einem so vorsichtigen Manne wie Sie sind, noch eine Warnung geben? Dem Markis traue ich nicht einen Pfennig an. Und ob er wirklich Markis ist? Er sagt es, aber viele sagen etwas anders, aber ein Avanturier ist er gewiß.

Sander erzählte nun sein Unglück, doch verschwieg er weislich die Ursache. Der Bankier antwortete nur mit einem mitleidigen Lächeln: „das Geld ist verloren!“

Und es war so. Markis Dürmon, ein ehemaliger Schneidergesell, hatte auf diese Weise schon manchen Fremden betrogen. Nie konnte man ihm recht auf die Spur kommen, und auch diesmal waren Sanders Nachforschungen vergebens. Die Reise nach der Oper hatte ihn zum Bettler gemacht. Große Summen waren schon auf das Guth geborgt. Endlich schrieb der Verwalter, die Gläubiger wollten Berlingerode verkaufen, wenn er nicht bald zurück käme. Und viel wird nicht über bleiben, ich fürchte gar nichts, fuhr der Verwalter fort, und setzte das Gegeninventarium auseinander. Sander sah nichts als die traurige Gewißheit, daß er arm, und von allen betrogen sei. Er wollte nach Deutschland zurück. „Willst Du zu Fuß reisen? fragte Sophie heulend. „Ach! was werden sie sagen, wenn wir als Bettler kommen? Nein, laß uns hier bleiben.

„Und wovon sollen wir leben?“ sagte Sander. „Das weiß Gott,“ schluchzte Sophie, „wir Unglücklichen!“

Die Leichtsinnigen! — Beide hatten ihr Unglück verdient, und doch suchten sie andere und das Schicksal anzuklagen. Unter den vielen Planen die sie machten und verwarfen, wurde auch der letzte Rest ihres Vermögens verzehrt. Und endlich waren sie genöthigt in Paris zu bleiben. Ihr Hauswirth, den sie die letzte Zeit immer vernachlässiget hatten, sah ihre Noth, und war großmüthig genug sie nicht ganz zu vertreiben. Er bot ihnen unentgeldlich ein anderes Zimmer im Hause an, bis sich bessere Aussichten zeigen würden. Sander bezog beschämt die Wohnung. Er sann auf Mittel zur Rettung, und vielleicht wäre ihm dies gelungen, wenn ein neues Unglück ihn nicht niedergedrückt hätte. Sophie wurde das Opfer ihres Grams und ihres Leichtsinns. Sie starb an den Folgen einer Krankheit, die sie nicht kannte, und aus Schaam verschwiegen hatte. Ihr letztes Wort war eine

Verwünschung des Markis, dann gab sie ihrem Manne die Hand, und sagte sterbend: „vergieb mir, ich war Schuld an Deinem Unglück.“ Sander war außer sich; er heulte, er wüthete gegen sich selbst. Endlich riß er voll Verzweifelung das Fenster auf. Er stürzte von der Höhe hinab auf die Straße. Da lag er zerschmettert mit gespaltenem Kopf. Man weiß nicht, ob er sich vorsetzlich hinab stürzte, oder ob ein zufälliger Schwindel sein Tod wurde. Der Unglückliche! — Man trug ihn ins Haus, neben die Leiche seiner Frau.

„Und was soll aus Dir werden?“ schluchzte Hanne jammernd, und hob den verlassenen Gustav in die Höhe, „Du armer Junge! barmherziger Gott! die grausamen Aeltern!“ Der Knabe streckte die Aermchen nach den Todten aus, und als sie nicht kamen, stammelte er: „schlafen, sie schlafen!“ „Sie sind todt,“ schluchzte das Mädchen in den Tönen des Jammers, als wollte sie dem Kleinen sein Unglück verkündigen. Er verstand sie nicht, er fühlte den

Verlust nicht. Doch als Hanne fortdauernd weinte, legte er seinen Kopf an ihren Hals und weinte auch.

Der Wirth kam; „was soll aus dem Kinde werden?“ fragte er traurig, „sind noch Verwandte da?“

„Ach nein, eine Tante wohl, aber die hat's nicht übrig, sie lebte sonst von der Güte der Herrschaft, und jetzt wird sie sich wohl mit den vier Mädchen quälen müssen.“

„Guter Gott!“ sagte der Mann erschüttert, „fünf Kinder, und doch so leichtsinnig.“ Bei den Worten nahm er den Knaben, drückte ihn an seine Brust und sagte mit Thränen; „so lange sich keiner findet, der besser für Dich sorgen kann, als ich: bist Du mein, Du armes verwaistes Geschöpf!“

Doch jetzt war Gustav nicht mehr so arm als vorher. Sein Wohlthäter gab ihm mehr als die grausamen Aeltern; ein Herz voll Liebe und sorgsamer Zärtlichkeit. Briel, so hieß der edle Mann, war nicht arm, und da er keine Kinder hatte, konnte er bei sei-

nem edlen Herzen den verlassenen Gustav eine vortrefliche Erziehung geben. Sogar Hanne mußte bleiben, weil sich Gustav ganz an sie gewöhnt hatte. Buel schrieb nach Deutschland an die Verwandte seines Pflegesohns, ob er den Knaben behalten dürfe.

Die Antwort entsprach ganz seinen Wünschen. Die unzufriedenen Verwandte hatten Sorge genug mit den vier Mädchen, sie waren froh als sich des Sohns ein so edler Mann erbarmte. Dies schrieben sie. Buel drückte den Knaben an seine Brust, und rief mit der Freude eines entzückten Herzens, „mein Sohn! von nun an, ganz mein Sohn!“

Nach einem Jahre hatte sich der Eindruck der ersten Kindheit bei Gustav ganz verwischt, er wußte von seinen Aeltern nur wenig, und von ihrem schrecklichen Ende gar nichts. Dies wollte Buel. Hanne durfte ihm nie von der schrecklichen Geschichte erzählen, aber desto mehr von seinen Schwestern. „Und sie sind arm und verlassen,“

sagte dann Buel mit hoher feierlicher Stimme.

„Wie ich!“ seufzte der Knabe, und seine Brust hob sich höher, sein Auge hing schwimmend auf seinem Wohlthäter.

„Du bist nicht verlassen, mein Sohn,“ hob Buel noch feierlicher an, „hättest Du auch mich nicht, und keinen, so bist Du bald in den Jahren wo Du Dich selbst ernähren, und Deinem Glücke entgegen gehen kannst. Aber sie, Deine unglücklichen Schwestern sind verlassen, sie bedürfen eines Führers, eines Freundes. Für sie mußt Du lernen und arbeiten.“

Durch eine solche Erzählung feuerte der edle Lehrer die Seele des Knaben so an, daß rastlose Thätigkeit sein Charakter wurde. Selten hatte er eine müßige Stunde, und selbst die Spielzeit füllte er durch irgend ein Geschäft aus, das zugleich Zeitvertreib war. Gustav sammelte sich nach und nach noch viele Kenntnisse, dies, und ihren Werth erfuhr er erst später. Er lernte fast immer durch sich selbst, Buel gab ihm nur einzel-

ne Winke. So lernte er die alles versorgende Natur von allen ihren Seiten kennen, er sah ihre Reize und ihren Nutzen, und war Gustav entzückt von dem was er sah, so sprach sein Lehrer von einer Tugend, und von dem Glücke des Tugendhaften. „Er allein, der Tugendhafte genießt die Freuden der Natur rein und ungestöhrt," sagte der vortrefliche Mann, „zwar scheint die alles belebende Sonne auch dem Lasterhaften, aber nie wird er so innig vergnügt seyn, als der Edle, Gute, der die Freude in seiner Brust trägt, dem Unreinen ist alles unrein!" —

Des Knaben Augen funkelten, er versprach seinem Lehrer ein guter Mensch zu werden. „Aber nicht um glücklich zu seyn," sagte Buel, und zog ihn an sich. „Der Mensch schreibt der Tugend gern das Glück zu; lieber Gustav, aber nicht des Glücks wegen, um ihr selbst willen, müssen wir die Tugend lieben. Unglück ist oft der Probierstein der Tugend, und ein Unglücklicher der tugendhaft ist, und sein Schicksal zufrieden erträgt, ist doppelt ehrwürdig."

Ahnete der gute Buel die Leiden und die Stürme die dem Jünglinge bedroheten, daß er ihn so fest, so unerschütterlich gegen das Unglück zu bilden suchte? Täglich machte er seinen Zögling aufmerksam auf die Leiden und Freuden der Menschen; auf ihre Schwächen wie auf ihre Tugenden. So bereitete er ihn auf den Tag vor, wo sich sein Schicksal entscheiden, wo er sich von ihm trennen sollte. Gustav war funfzehn Jahre alt. In einem Jahr sollte er nach Deutschland zu seinen Schwestern zurückkehren. Gustav hatte so viel gelernt, um allenthalben seinen Unterhalt zu finden. Er war ein geschickter Mechanikus (dies war Buel). Er sprach und schrieb ein sehr schönes Französisch, und dabei hatte er seine Muttersprache immer geübt. Anfänglich las Hanne mit ihm deutsche Bücher, und nachher that es Buel. Er erhielt eine vollendete Erziehung, Liebe zur Tugend war sein Character. Es wurde ihm schwer sich nur eine Stunde von seinem Lehrer zu trennen, er dachte mit Schrecken daran, daß er ihn bald auf im-

mer verlassen müsse. Hätte es Buel gewollt, er wäre nie nach Deutschland gereist, doch kaum ahnete der gute Alte den Gedanken, so stritt er mit Gewalt dagegen. „Deine Pflicht gebietet Dir nach Deutschland zu gehen,“ sagte er ernstlich, „so wie die meine es will hier zu bleiben. Mein kranker Bruder fordert Pflege von mir, und Deine Schwestern von Dir Schutz.“

Der zur Abreise bestimmte Tag kam. Buel führte Gustav auf das Zimmer, wo zuletzt seine Aeltern gewohnt hatten. Seit der Zeit war es verschlossen gewesen. Buel war heute feierlicher und ernster wie gewöhnlich, auch Gustav wurde es. „Jüngling,“ sagte sein Führer, „hier wohnten Deine Aeltern, dort sind ihre Gemählde.“ Der Jüngling schauderte bei dem Anblick. Er sah seine Aeltern, wie sie einst todt neben einander lagen, der Vater mit zerschmettertem Kopfe, die Mutter mit den Schrecken des Todes, beide ein Ausdruck der Verzweifelung. Gustav bebte, er taumelte, er mußte sich halten, um nicht nieder zu sin-

ken. Seine Thränen flossen reichlich, und ein krampfhafter Händedruck verrieth seinem Lehrer die Empfindung die sein Herz zerschnitt.

„Nicht dieser Schmerz, mein Sohn," sagte Buel, „sollte Dich erschüttern, ich wollte Dich nur vorbereiten auf die Stürme Deines Lebens. Glück und Unglück wird Dich treffen; sei in jenem nicht stolz, in diesem verzweifele nicht. Hier siehst Du ein schreckliches Beispiel. Doch dies allein wollte ich nicht sagen, nur das: daß auch das größte Unglück immer in seinen Folgen ein Glück enthält, oder daß wir es doch uns daraus geben können. Geduld, Muth, Standhaftigkeit in Leiden, die stille erhabene Tugend die nur das Glück des Edlen ist. Und dann, mein Sohn, sieh, dieser Schlag des Schicksals, der Dich schon früh traf, wurde, ich hoffe es, für immer Dein Glück. Vielleicht wärest Du nicht so gut geworden, als Du schon bist, und noch mehr als Du seyn kannst, wenn Deine Aeltern leben geblieben, wenn Du im Ueberfluß erzogen,

oder gar verzogen wärest. Dies, mein Lieber, mag Dich lehren, mit jeder Lage Deines Lebens zufrieden zu seyn, und immer den Vortheil daraus zu ziehen, der Dir möglich ist. Und dies kannst Du immer, wie lehrreich ist die Schule des Unglücks, vergiß es nicht, daß sie ein Probierstein der Tugend ist. Jetzt lebe wohl, mein Theurer, sei gut, und sei glücklich."

Dies sagte Buel in dem Gefühl der schmerzlichen Trennung. Er drückte Gustav an seine Brust, schob ihm eine volle Börse in die Hand, und verschwand aus dem Zimmer. Schon lange hatte er gesagt, daß sie sich schnell und plötzlich trennen wollten, weil der langsame Abschied ihm das Herz zerreißen würde.

Gustav stand noch bebend vor dem Gemählde, er drückte sein brennendes Gesicht darauf. „O!" rief er: „Wenn Ihr mir auch nie eine Wohlthat erzeigt hättet, so verdanke ich Euch doch das Glück, einen so edeln Mann gefunden zu haben." Er war außer sich, die erhabenste Empfindung durch-

bebte seine Seele. Er ging schweigend und zitternd die Treppe hinab. Vor Buels Zimmer stand er still, es war verschlossen, er taumelte aus dem Hause der Post zu. Hier stieg er ein, und überließ sich nun ganz dem Gedanken an seinen Lehrer, und befolgte die Vorschriften genau, die er ihm gegeben hatte.

So kam er nach Deutschland, nach Hannover, wo die Tante wohnte. Hier fand er alles anders als er gedacht, und man es geschrieben hatte. Die beiden jüngsten Schwestern waren vor einem Monat an die Blattern gestorben, und die Aeltesten waren verwahrlosete Geschöpfe, die sich selbst und ihren Namen schändeten. Gustav stand betroffen bei der Entdeckung, doch machte er den Unglücklichen keine Vorwürfe. Er bat sie dringend eine bestimmte Lebensart anzufangen. Er miethete ein Haus, seine Schwestern sollten ihm den Haushalt besorgen, er wäre glücklich gewesen, wenn die Leichtsinnigen ihm gefolgt, und zur Ordnung zurück gekehrt wären. Anfänglich gaben sie seinen

Bitten nach, aber nur der Geschenke wegen, die er ihnen machte. Doch bald folgten sie wieder den Verführungen ihrer vorigen Lebensart. Gustav bat, er flehete, nichts half, sie lachten über den altklugen Franzosen, wie sie ihn nannten, der nach Deutschland gekommen sei, um Sitten zu predigen. Sie baten ihn endlich spöttisch, dahin zurück zu gehen, woher er gekommen sei, wenn er für sie nichts als leere Worte hätte.

Sander trauerte um die Verlornen, aber was konnte er thun? Weder Bitten noch Drohungen halfen. Endlich entzogen sich die Unwürdigen den Augen und den Ermahnungen des edlen Bruders, sie verschwanden mit einigen Officieren.

Zum erstenmal dachte der Jüngling mit Unmuth an seine Aeltern zurück. Er konnte sich eines Vorwurfs nicht erwehren. Doch bald vergaß er wieder alles in der Unruhe über das Schicksal seiner Schwestern. Alle Nachforschungen waren vergebens, und hätte er sie gefunden, was konnte er ihrem eigenen Willen entgegen setzen? Mit diesem trauri-

gen Gedanken kehrte er nach Frankreich zurück, da er nicht für seine Schwestern sorgen konnte, wollte er wenigstens dankbar gegen seinen Wohlthäter seyn. Buel staunte, wie er seinen Pflegesohn kommen sah, und weinte Thränen des Mitleids bei seiner Erzählung. „Und was willst Du hier?“ sagte Buel gerührt. „Dankbar seyn!“ rief Gustav: „Sie lieben, mein theurer Vater, Sie, den mir allein das Schicksal gab. Buel schloß ihn an seine Brust, „Jüngling, theurer Gustav,“ sagte er noch gerührter: „Hier ist Dein Glück nicht. In Deutschland, in einer von den großen Städten, wo der Franzose höher geschätzt wird als der Einländer, dort wirst Du finden, was Du hier vergebens suchst. Dort wird man die Kenntnisse bewundern, da man Dich hier kaum bemerken wird. Dort wird es Dein größtes Verdienst seyn, sechszehn Jahr in Paris zugebracht zu haben.“

Gustav schüttelte den Kopf. „Zweifelst Du an Deinem Glück?“ fragte Buel, „so

kennst Du Deine Landsleute nicht.“ „Ich zweifele nicht,“ sagte Gustav, „aber können sie mir geben was ich hier habe? mein theurer Vater. Nein, reden Sie nie davon, ich werde Sie nie verlassen.“

Buel gab ihm die Hand. „Lange wird es nicht mehr mit mir dauern,“ setzte er noch gerührter hinzu, „aber dann verschiebe es nicht Dein Glück in Deutschland zu suchen.“

„Und warum nicht hier?“ fragte Gustav, „lehrten Sie mich nicht, daß man allenthalben der Schöpfer seines Glücks seyn kann? Ich habe keinen in Deutschland, der mich liebt, und sollte ich nicht die Stadt, wo ich den edelsten der Menschen fand, allen vorziehen?“

Jetzt schwieg Buel, und es war ihm in der That unmöglich den Jüngling diesen Vorsatz auszureden. Gustav war zufrieden wenn er bei seinem Wohlthäter leben, wenn er dankbar seyn konnte. Und dies war er im vollen Maaße. Selten lebten wohl zwei Menschen zufriedener und glücklicher als die-

ser genügsame Greis, und der edele beschei-dene Jüngling. Dankbarkeit und Liebe schu-fen jeden Tag zu einem Feste. "Ach," sagte Buel oft schwach, „wie beglückend, wie unendlich erhaben müssen die Freuden jenseit des Grabes seyn, wenn die Erde uns schon diesen Himmel zu geben vermag!"

Doch lange dauerte dies Glück nicht. Nach zwei Jahren starb Buel in Gustavs Armen. Der Jüngling rang die Hände, er jammerte, doch verzweifelte er nicht. Die letzte Bitte seines Lehrers war, seinen Tod ruhig zu ertragen; „denn wir sehen uns ja wieder," sagte er noch sterbend, und hielt die kalte Hand dem Weinenden hin. Gu-stav drückte die Hand heftig an seine Brust, es schien ihm unmöglich seinen Wohlthäter zu überleben. Der Sterbende selbst mußte ihn trösten, doch was vermogte er? Buel starb, Gustav blieb trostlos. Mit krampf-haft in einander geschlungenen Armen, stand er da in dumpfer Verzweifelung, sein stie-rer Blick war fest auf die Leiche geheftet. Jetzt war er allein, verlassen von allen, kei-

ner

ner mehr, den er liebte, von dem er geliebt wurde, er allein der ehrwürdige Greis lag da kalt, blaß, doch ohne die Schrecken des Todes. Im Tode noch schien er seinen Liebling zu bitten, den heftigen Schmerz zu unterdrücken, von der verklärten Stirne strahlte die Gewißheit: **wir sehen uns wieder.** Doch konnte sie allein, ein zerrissenes Herz heilen? Gustav riß sich los von dem Anblick, doch bald kehrte er zurück um von neuem zu weinen. So dauerte es, bis die Leiche beigesetzt war, aber dann erst, wie der Sarg mit dumpfem Getöse hinabrollte, und wie die letzte Erdscholle ihn ganz von ihm trennte, da brach sein Herz, er ging laut schluchzend vom Kirchhofe nach Hause, wo ihn alles an den schmerzlichen Verlust erinnerte.

Gustav erbte Buels Vermögen, das zwar nicht groß war, aber doch bei thätigem Fleiße ihn gegen jeden Mangel schützen konnte. Buel selbst hatte oft mit ihm über seine künftige Lebensart gesprochen, freilich war es immer sein Wunsch, er möchte dann nach

Deutschland zurückkehren, aber nie konnte ihn Buel dazu bewegen, daher hatte er mit ihm auch, auf den Fall er bleiben würde, einen Plan verabredet, den Gustav jetzt befolgte. Das Haus worauf beträchtliche Schuld haftete, hatte Buel schon lange verkauft, und sich mit seinem Pflegesohn sehr eingeschränkt. Dies that auch Gustav jetzt. Er arbeitete wie immer, ging wenig aus, und Umgang hatte er fast gar nicht. Nach und nach hatte die Zeit seinem Schmerze den bittern Stachel genommen. Sein einziger Gedanke war noch immer Buel. Er trauerte um ihn, aber doch erheiterte die Freude des Wiedersehens seine Seele, und er blickte hoffnungsvoll zum Himmel. Auf diese Weise suchte er sich Buels Verlust zu ersetzen, und sein Lieblingsspatziergang war nach dem Kirchhofe, der die Asche seines Freundes verbarg. Die ersten Monate verließ er nie ohne Thränen und den heftigsten Schmerz das Grab seines theuren Lehrers. Bald aber konnte er ruhig auf dem Hügel sitzen, und mit heißem Dank gegen

den Edeln, und voll inniger Freude der Zukunft entgegen blicken. Er hatte Buel ein kleines Monument setzen lassen, auf welchem er selbst die Kupferplatte mit der Inschrift ausgearbeitet hatte. Jetzt ging er gewöhnlich dahin. Er nahm ein Buch mit, und las an dem Grabe, oder verlor sich in dem Gedanken an die Vergangenheit.

Voll schmerzlicher Wonne saß er einst da, und länger wie gewöhnlich, weil er sonst auf diesen Tag Buels Geburtstag gefeiert hatte. Die Vorstellung hatte ihn traurig gemacht, von neuem weinte er dem Andenken seines Lehrers Thränen der Rührung. Voll von diesem Schmerz lehnte er sich an den Stein, und bald fühlte er sich von süßem Schlaf überwältigt. Als er erwachte war es dunkel, und der Abendwind, der schon scharf die Bäume durchschüttelte, verkündigte den Einbruch der Nacht. Er sah nach der Uhr, aber die Finsterniß ließ ihm kein Zeichen unterscheiden. In dem Augenblick erhellte ein schneller Blitz das Dunkel, Gustav bebte, die Uhr entsank seinen zitternden

Händen, und ein heiliger Schauer durchfuhr ihn. Es war nicht Furcht, nicht Schrecken, ein Beben, dem Entzücken gleich, war es. Hätte der Blitz ihn ins Grab geschmettert, er wäre ruhig hinabgesunken. Doch er stand unversehrt, dem hellen Lichte des Himmels war kein schrecklicher Donner gefolgt. Gustav besann sich, und wollte eben den Kirchhof verlassen, als ein zweiter Blitz noch einmal alles erhellte. Gustav konnte jetzt den ganzen Kirchhof übersehen, und eine Gestalt die über einem Grabe schwebte entging ihm nicht. Jetzt durchfuhr ihn ein Schauer, und er selbst konnte es sich nicht erklären, daß er jetzt nicht so ruhig wie vorher war. Er wagte es kaum den Ort zu verlassen wo er stand. Fern vom Aberglauben, war er doch nicht ganz frei von dem Glauben an Erscheinungen, selbst Buel war dies nicht gewesen. Doch fürchtete er sich nicht, er schloß sich fester an das Grab seines Freundes, und nun war er ruhig wie vorher. Der Gedanke an den Vollendeten schien ihm einen unnennbaren Schutz zu versichern, und

dann hatte die Gestalt gar nichts schreckliches. So blieb er noch eine Stunde, sein Auge war an den Ort geheftet wo er die Gestalt sah. Durch den Schimmer der Nacht bemerkte er das Weiße der Gestalt, und seine Phantasie bildete ihm bald einen vollendeten Geist, der in Flügeln des Lichts das Grab umschwebte. Er war ruhig, doch klopfte seine Brust höher, und ein ängstlicher Schauder trieb ihm den heißen Schweiß ins Gesicht. Er wagte es nicht den Ort zu verlassen wo er war. Jetzt schimmerte der glänzende Mond durch die Bäume, und ein Theil seines Lichts erhellte das Grab. Jetzt verschwand zwar das Wesen in den Lüften, welches das Grab umschwebt hatte, aber um so deutlicher sah er eine Gestalt sich von dem Grabe erheben, die sich bald in dem nahen Dunkel verlor.

Noch immer stand Gustav von Schauder und Ahndungen durchbebt, endlich trat der volle Mond hervor, und sein silbernes Licht erhellte die Gräber. Keine Gestalt war mehr da, nur er allein stand unter den

Denkmälern der Entschlafenen. Jetzt schlich er ängstlich zu der Mauer zurück, wo das nur angelehnte Thor den Ausgang verstattete.

Erst als er auf seinem Zimmer war, dachte er ruhig über die Erscheinung nach. Er konnte es sich nicht erklären, und in dem unruhigen Nachdenken schlief er ein. Am andern Morgen stand er wieder mit dem Gedanken an die Erscheinung auf, aber immer blieb er ungewiß. Seine Vernunft verwarf die Möglichkeit einer Geistererscheinung, und doch konnte er sich einer Stimme nicht erwehren, die dunkel in ihm dafür sprach. Das Unerklärliche war es das ihn beunruhigte, doch auch hier fand seine Vernunft einen Ausweg. Wie? dachte er, wenn dich Jemand gesehen hätte, würde er Dich nicht auch für einen Geist gehalten haben? Dies ließ ihm keinen Zweifel übrig. Konnte nun nicht eben so gut eine andere, (eine weibliche Gestalt war es die er sah) wie er, an dem Grabe eines geliebten Todten geweint haben? Diese Frage wollte er sich beantwortet sehen. Seine Ueberzeugung hing davon

ab. Mit diesem Vorsatze schlich er am folgenden Abend wieder auf dem Kirchhofe. Nicht lange war er da, so sah er die Gestalt von einer andern Gegend über den Kirchhof kommen. Sie warf sich in einiger Entfernung auf einen frischen Grabhügel nieder, und bald hörte er sie laut schluchzend beten. Gustav wußte kaum was er thun sollte. Gern hätte er sich der Unglücklichen entdeckt, und ihr Trost zugesprochen, aber die Furcht sie zu erschrecken, hielt ihn zurück. Aber sein Entschluß ihr zu helfen war fest. Er verhielt sich still und verborgen. Nach einer Stunde etwa stand sie auf, und eilte den Weg zurück den sie gekommen war. Gustav flog ihr nach, und sah sie bald in ein Haus treten das sie hinter sich verschloß. Er merkte sich das Haus, er wollte helfen, aber die Ungewißheit über die Art, wie, und ob es möglich sei? dies beunruhigte ihn. Den andern Morgen war sein erstes Geschäft nach der bekannten Straße zu gehen, und nach dem Hause zu forschen. Ein Becker wohnte gleich neben dem Hause, er kaufte einige

Kleinigkeiten und lenkte dabei das Gespräch auf die Nachbarschaft. Der treuherzige Mann erzählte alles, und bald wußte Gustav die Geschichte der unglücklichen Familie. Ein Greis lebte mit seiner Enkelinn in der tiefsten Armuth. Vor einem Monat starb der älteste Sohn, der allein die Familie ernährt hatte. Sein Tod gab den abgelebten Mann, und das kaum erwachsene Mädchen dem tiefsten Elende preis. Gustav braunte vor Begierde den Unglücklichen zu helfen. Der Gedanke allein beschäftigte ihn, als er in das kleine Dachstübchen trat. Er blieb staunend in der Thür stehen. Alles zeugte von der großen Armseligkeit, und aus den Trümmern eines alten Lehnstuhls erhob sich ein Greis der ihm zitternd entgegen schwankte. „Was suchen Sie?" fragte er schwach und matt, doch so, daß in seiner Stimme etwas Zurückschreckendes lag. Gustav stutzte, und auf einen Augenblick verlor er selbst die Besinnung. Doch faßte er sich. „Sie haben einen Sohn verloren;" sagte er schnell und stockend, „und ich komme;"

„Um mir ein Almosen zu bringen?“ fragte der Mann mit einem scharfen Blick. „Nicht dies, Ihnen, wenn es möglich wäre, jenen schmerzlichen Verlust in etwas vergessend zu machen.“ „Dies ist nicht möglich, ich danke.“ Bei den Worten machte der Mann eine Verbeugung, und ließ Gustav betroffen in der Thür stehen. Gustav war außer sich, er fühlte sich nicht gedemüthigt, er war gekränkt, und doch konnte er den ehrwürdigen Greis nicht stolz nennen. In seinen Blicken lag etwas, dessen Sinn er nicht verstand. Bei dem Gedanken rollte eine Thräne über seine Backen. Der Greis sah sie. Er stand auf, und sagte etwas freundlicher: „Junger Mann, es kann seyn daß ich Ihnen Unrecht gethan habe, aber doch müssen Sie mich verlassen, ich kann von ihrer Güte keinen Gebrauch machen, ich darf nicht.“ — „Und warum nicht?“ fragte Gustav etwas voreilig. „Wollten Sie mir allein Ihr gütiges Geschenk bringen, oder wußten Sie, daß ich noch eine Enkelinn habe?“ — „Dies wußte

ich.“ — „Sehen Sie nun, warum ich Ihr Geschenk nicht annehmen darf?“ — „Nein, dies sah ich nicht,“ antwortete Gustav kopfschüttelnd, doch auf einmal durchfuhr ihn der Gedanke von der Besorgniß des Alten, und jezt warf er auf ihn einen Blick, der ganz von dem Gefühl gekränkter Tugend zeugte.

„Nicht wahr, ich that Ihnen Unrecht?“ lächelte der Greis freundlich, dies hoffte ich gleich, aber doch kann ich ihr Geschenk nicht annehmen. Sie sind ein junger Mann, und auch der beste Mensch hat oft schwache Seiten. Ihre edle Großmuth könnte für Sie, für uns alle unglückliche Folgen haben, dieser Gefahr wollte ich vorbeugen. Seyn Sie versichert, daß ich Sie für einen edeln Mann halte, und Ihre Güte dankbar verehre, aber annehmen kann ich sie nicht.“ Der Alte machte noch einmal eine verbindliche Verbeugung, und trat ins Zimmer zurück.

Gustav wußte kaum wie ihm geschah, er billigte und verwarf die Gründe des Alten. Doch fühlte er sich gekränkt, was auch

der Greis gesagt hatte. Mit diesem edlen Unwillen ging er nachdenkend zurück. Er stieg langsam die enge Treppe hinab, als er plötzlich durch ein Geräusch gestöhrt wurde. Ein junges Mädchen, das er gleich für die Nichte des Alten erkannte, die er auf dem Kirchhofe sah, blickte ihn erschrocken und neugierig an. Gustav war nicht weniger betroffen. Sein Auge weilte länger auf ihr als geschehen seyn würde, wenn der zu strenge Alte ihn nicht zurück gewiesen hätte. Sie war armselig, aber reinlich gekleidet, doch dies alles erhöhete ihre Reize noch mehr. Das Mädchen schien die Absicht seines Besuchs zu errathen, und eine schamhafte Verwirrung, von der die hohe Röthe ihres Gesichts noch erhoben wurde, machte sie sehr reizend. Gustav wußte kaum was er sah, in der Eile machte er eine flüchtige Verbeugung, drängte sich neben der schönen Gestalt weg, und flog die Treppe hinab aus dem Hause. Der Gedanke an die seltsame Erscheinung verfolgte ihn den ganzen Tag. Gewiß hätte er weniger dabei gedacht, wenn

der seltsame Alte ihn vorher nicht gekränkt hätte. In dem Augenblick, wo seine ganze Empfindlichkeit gereitzt war, stand das holde Geschöpf vor ihm, um dess'ntwillen ihm der Greis Kälte und Mißtrauen empfinden ließ, und das ihm die süße Freude wohlzuthun geraubt hatte. Kein Wunder wenn er das Mädchen forschender betrachtete, und ihr Anblick Gedanken in ihm erregte, die vielleicht lange noch nicht in ihm entstanden wären. Vorher hatte er nur daran gedacht eine unglückliche Familie zu unterstützen. Jetzt wünschte er auch die Freuden des edlen Mädchens zu erhöhen. Ganz erklärte er sich seine Gedanken nicht. Aber doch gestand er sich gleich, daß ihn das Schicksal des Mädchens mehr als alles interessire. Doch die Rückerinnerung an den Greis drückte den Gedanken nieder.

So dauerte es bis zu dem Tage, wo er gewöhnlich das Grab seines Freundes zu besuchen pflegte. Er zögerte ohne sich selbst die Ursache zu erklären. Endlich ging er, und als er her kam, war es beinahe Abend.

Jetzt erst fiel der Gedanke, daß das schöne Mädchen kommen würde, ihm schwer aufs Herz. Er erröthete, doch nicht aus Scham. Denn konnte hier vor Buels Grabe ein Gedanke in ihm empor steigen, vor dem er erröthen durfte, und war dies überhaupt möglich? Er blieb. Doch die ängstliche Verwirrung verließ ihn nicht. Er zog ein Buch hervor, um sich zu zerstreuen, doch auch dies mißlang ihm. Er steckte das Buch wieder ein, und warf sich gedankenvoll neben der Urne nieder. Lange saß er so, als er spät die bekannte Gestalt daher kommen sah. Er erschrak, jetzt fühlte er welche geheime Unruhe ihn verfolgt hatte. Und doch: war's um sich vor sich selbst zu rechtfertigen, und den Unglücklichen zu helfen, oder war's eine andere Ursache? — Kurz er stand auf, und ging mit aller Ruhe die ihm möglich war auf den Ort zu, wo die schöne Unglückliche am Grabe kniete. Schon hatte er sich ihr auf zwei Schritte genahet, als er plötzlich stehen blieb. Sein Blick hing auf der holden Gestalt, die von dem halben Dunkel

der Dämmerung umflossen, vor ihm lag. Sie hatte ihn nicht bemerkt, und betete eben so andächtig als schwärmerisch. Gustav stand in staunender Bewunderung verloren, er bog sich unbemerkt über den Hügel, und nun ruhete sein Blick auf dem Mädchen, das in himmlischer Andacht die Erde vergaß. Jetzt sah sie auf und sah den Jüngling hinter dem Hügel. Sie stutzte. Das Dunkel, die Phantasie täuschte sie, sie glaubte den Geist ihres Bruders zu sehen. „Joseph! Joseph!" rief sie mit der Stimme eines Engels, „willst Du Deine Lucie trösten?" Sie sprang auf, und sank ihm zu Füßen. „Joseph!" schluchzte sie noch einmal, „Du hast uns verlassen." So lag sie, und wagte es kaum seine Knie zu umfassen.

Gustav war in der seltsamsten Lage. Der ungewöhnliche schauerliche Irthum, die feierliche Stille der Nacht, die Gräber, und das Mädchen vor ihm, das knieend ihn Bruder nannte, er vergaß sich, und sagte leise mit bebendem Entzücken, „ich bin nicht Jo-

seph, gute Lucie." Sie sah auf, es schien der Schwärmerinn unmöglich hier einen andern zu sehen als einen Geist. Gustav sah den staunenden Blick nicht, aber doch errieth er ihre Gedanken. Er wollte reden und wußte nicht was er sagen sollte. „Ich bin nicht Joseph, auch kein anderer jener Vollendeten, aber könnt ich helfen, gute Lucie, gewiß würde ichs mit eben dem Vergnügen thun, wie der gute Joseph es that, und kann ich dies nicht?"

Lucie sah jetzt wohl daß sie sich geirret habe, doch minderte dies ihre Freude nicht. Sie blickte voll Vertrauen und Hoffnung zu ihm empor. „Helfen," seufzte sie, „dies konnte nur Joseph, aber wer sind Sie?" Diese Frage war so naiv, so furchtlos, daß Gustav die hohe Unschuld des Mädchens bewunderte. „Aber fürchten Sie sich hier nicht, gute Lucie?" fragte er, nachdem er ihre Neugierde befriedigt hatte.

„Fürchten? nein! und wen dann? die bösen Geister haben keine Gewalt an mir, und die guten thun mir nichts zu leide."

„Aber die bösen Menschen, Lucie, fürchten Sie die nicht?“

„Ach die fürchten sich selbst, und kommen nicht hieher. Sie müssen gut seyn, sonst wären Sie hier nicht? — nicht wahr?“

Dieser fromme Glaube hob Luciens Vertrauen so sehr, daß sie mit Gustav sprach, als wär es ihr geliebter Bruder. Er vergaß alles, hörte die Schwärmerinn mit Entzücken, und dachte ernstlich darauf ihr seine Hülfe anzubieten. Aber sagen konnte er ihr dies nicht, es war nicht möglich. Er fühlte sich zu dem Mädchen hingezogen, Staunen und Bewunderung durchbebten ihn, doch reden konnte er nicht. So stand er lange, sein Blick war auf Lucien geheftet, seine Brust hob sich ängstlich. Sie stand in eben der Stellung. Endlich seufzte sie leise: „Gute Nacht, der Grosvater wartet.“ Sie flog über die Gräber, und bald war sie verschwunden. Als er vor dem Hause vorbei kam blieb er stehen, und sein Blick hing voll Sehnsucht auf dem kleinen Fenster, das noch sparsam erhellt war. Es war schon

spät,

spät, aber der Gedanke an Lucien ließ ihm keine Ruhe.

Gustav selbst konnte sich die bange quälende Unruhe nicht erklären, die ihn verfolgte. Er stellte sich die Noth der Armen vor, um sich selbst zu beruhigen. Aber doch war es dies nicht. Es war Lucie, mit dem unschuldigen Blick voll himmlischer Schwärmerei, die vor ihm stand, wie sie sich über das Grab bog, ihre Hand auf seinen Arm legte, und mit kindlichem Vertrauen fragte: „Sie sind gut, nicht wahr?“ Die Worte allein von dem Mädchen zauberten ihn in eine andere Welt. Er sehnte sich nach der Stunde wo er sie wieder sehen würde, und doch war er fest entschlossen nicht wieder so spät nach dem Kirchhofe zu gehen. Sein Herz verwarf den Gedanken, die Unterredung mit dem Greise fiel ihm ein, er hätte ihn hintergangen, hätte er Lucien wieder gesehen. Er glaubte es dem ehrwürdigen Alten schuldig zu seyn, ihm die nachtheiligen Wallfahrten seiner Enkelinn zu entdecken. Mit dem Vorsatz ging er am andern Mor-

gen nach dem bekannten Hause. Als er die Thür öffnete, warf der Alte einen fast finstern Blick auf ihn, aber Lucie sprang mit freudigem Schreck auf und rief: „Da ist er!“

Dies schien die Stirn des Alten wieder zu erheitern, er stand auf, und kam Gustav freundlicher entgegen. „Seyn Sie mir willkommen,“ sagte er herzlich, „meine Lucie hat so viel Gutes von Ihnen gesprochen, daß ich mich freue Sie wieder zu sehen.“

Gustav staunte noch mehr, wie er sah daß der Alte schon den ganzen Zusammenhang wußte. Er schämte sich jetzt vor Lucien, wie konnte er glauben, daß dies gute arglose Geschöpf vor dem ehrwürdigen Greise ein Geheimniß haben konnte? dies sah er jetzt, aber nun war auch seine Verlegenheit größer, womit sollte er seinen Besuch entschuldigen. Er schämte sich dies zu sagen, und die wahre Ursache wollte er gar nicht laut werden lassen. Er konnte nicht begreifen, wie der vorsichtige Greis Lucien die einsamen nächtlichen Gänge erlauben könne. Doch Lucie hatte ihm schon die Ur-

sache gesagt. Der Alte wußte seine Enkelinn nirgend sicherer, als auf dem Kirchhofe am Grabe ihres Bruders. Er war überzeugt, daß sie dort keiner treffen würde. Der Weg war einsam, und sogar am Tage selten von Menschen besucht. Und wie Lucie, glaubte auch er, daß kein böses Wesen dort die Unschuld verfolgen könnte. Gustav dachte nur an die Aengstlichkeit des Alten an jenem Morgen, und begriff daher seine Ruhe nicht, selbst das nicht, daß er jetzt so freundlich war, weil Lucie ihn auf dem Grabe gesehen hatte. Er mußte sich setzen. Lucie besorgte ein kleines Geschäft das sie vom Zimmer entfernte, und der Alte fing mit Gustav ein Gespräch an. „Sie wundern sich, daß ich meine Enkelinn so spät allein gehen lasse?“

„Ich gestehe daß es mir auffiel, da“ . . .

„Da ich gegen Sie so scheinbar streng war, wollen Sie sagen?“

Gustav machte eine Verbeugung.

„Lucie,“ hob der Alte an, „ist mein ganzer Reichthum, die letzte Freude die ich hier habe. Sie hat nichts, keine gebildete

Talente, kein Vermögen, nichts als ein Herz voller Unschuld, und ein Engelsgesicht, aus dem dieser fromme selige Geist blickt. Kein Teufel sollte seine Krallen in dies harmlose Gesicht schlagen, darum hielt ich sie entfernt von allen, jene nächtliche Wallfahrt ausgenommen, ist sie nie allein ausgegangen, und auch dort hin hätte ich sie begleitet, wenn ich nicht krank gewesen, und sie dort sicher gewußt hätte. Ich hoffe Lucie soll mit diesem großen Schatze ihrer Unschuld glücklich werden."

„O das wird sie gewiß, unterbrach ihn Gustav feurig. Nie bedarf sie mehr als diesen hohen Reiz, diese Engelsgestalt, diese Unschuld; sie wird sehr glücklich seyn."

Paumee, so hieß der Alte, war ganz gewonnen, und heute wurde es Gustav leichter ihm seine Hülfe aufzudringen. Doch er wollte noch mehr, er wollte der Retter der Armen werden. Er wollte für sie arbeiten, er wollte alles für sie thun. Dies sagte er.

„Jüngling, bist Du so uneigennützig als

Du gut bist?“ fragte der Alte im hohen feierlichen Ernst.

„Ich kann mit meinem Herzen, mit meiner Absicht vor Gott treten,“ antwortete Gustav in eben dem Tone.

„Dies sollst Du nicht sagen. Rechten muß keiner mit Gott wollen, wenn Dein Geist rein, Dein Wille ernstlich und gut ist, so ist Gott zufrieden. Du wolltest also mir die Stelle meines Josephs ersetzen?“

„Ja guter Vater, wenn ich darf, ich bin glücklich wenn ich dies darf.“

„Hast Du auch alles überlegt? Dein Herz ist gut, aber der beste Mensch ist gewöhnlich am voreiligsten. Er möchte gern helfen, und vergißt darüber seine Kräfte zu messen; und dann, wenn wir Dich als unsere einzige Stütze ansehen sollen, darfst Du nicht ermüden. Der Mensch macht bald alles zum Gesetz, heute empfängt er ein Geschenk als Wohlthat, dießelbe Geschenk acht Tage gegeben, wird er bald als eine Schuld fordern. Nehme ich jetzt Deine Hülfe an, heute werde ichs Dir danken. Bei dem

kleinen Mahle dessen Geber Du warst, werde ich jeden Bissen als Dein Geschenk ansehen, aber wirfst Du Dich allein zum Retter auf, wer steht Dir dafür, daß ich Dich nicht bald als meinen Schuldner betrachte."

„Als Ihren Sohn;" rief Gustav dazwischen, „nicht anders. Ich will für Sie leben, ich will Ihr Sohn seyn."

Und dies meinte Gustav in der That so, ohne an die schöne Lucie zu denken. Schon ehe er sie sah, wollte er den Armen helfen, und wie er den hülflosen ehrwürdigen Greis erblickte, wollte er ihm die letzten Tage seines Lebens versüßen. Er wollte auch Buel dankbar seyn. Dies schon weckte diesen festen Entschluß in ihm. Freilich als er Lucien sah, erhielt dies Bild noch einen höhern Reiz. Er konnte nicht ruhen, bis er seinen Vorsatz ausgeführt hatte, und jetzt war er glücklich, da der Greis ihn in die Arme schloß und Sohn nannte; da er Lucien als Schwester lieben durfte. Er war zufrieden, und selbst die bange Unruhe, die ihn seit einigen Tagen verfolgt hatte,

schien zu verschwinden. Er war unsäglich glücklich in der Liebe, dem freundschaftlichen Vertrauen des Greises, und in der Freude die Lucie über seine Gegenwart äußerte. Auf sein Bitten mußten sie das armselige Stübchen verlassen, und eine Wohnung beziehen, die bequemer war, und wo Gustav für sich ein eigenes Zimmer hatte. Als der Greis mit seinem jungen Wohlthäter allein war, sagte er bewegt: „Ich sollte dies wohl nicht thun, mein Sohn, ich werde Dir eine Last, die Dich hindert in die Höhe zu blikken, und Dein Glück zu suchen.“ „Das habe ich gefunden, mein Vater,“ unterbrach ihn Gustav. Der Greis warf einen scharfen ahnenden Blick auf ihn. „Hast Du dies?“ fragte er endlich mit einem Seufzer. „Gott gebe alles Gute; vielleicht hätte ich anders handeln sollen, aber Du bist so gut, und alles scheint so ganz ein Werk des Himmels, daß ich ohnmöglich ein Unglück fürchten kann.“

Gustavs Unruhe war verschwunden. Er liebte Lucien als eine Schwester, so glaubte

er, und sie sah in ihm ihren geliebten Bruder. Er arbeitete den größten Theil des Tages auf seinem Zimmer, und die Erholungsstunden feierte er in der Unterhaltung des Greises und in Luciens Gesellschaft. Sie schien Gustavs Großmuth weniger zu empfinden als ihr Großvater. War dies ein Gefühl, daß sie nicht weniger großmüthig würde gehandelt haben, oder war's der Frohsinn der Jugend, der so gern die Leiden vergißt, und das Unglück minder empfindet? Lucie war heiter und innig vergnügt wenn sie bei Gustav war. Aber nicht weil er ihr Wohlthäter, sondern weil er Gustav war, wie sie beschämt zu dem Greise sagte: weil er alle ihre Arbeiten theilte, und ihr jede Mühe zu erleichtern suchte. Sie besorgte die kleine Küche, und er verschafte ihr alle Bequemlichkeiten dazu. Freude, Liebe, Vertrauen beselte alle. Jeder Tag war ein Fest, und so ein, und so alle Tage.

So dauerte es ein Jahr. Gustavs Fleiß war außerordentlich. Er verkaufte seine Instrumente billiger wie andere, um nur

seinen Freunden jede Bequemlichkeit zu verschaffen. Er war sparsam, wenn sie nicht darunter litten, und so hatte er bald ein kleines Capital, von dem er freudig sagen konnte: es ist ein Eigenthum unseres Fleißes. Paumee bewunderte ihn, Lucie betete ihn an, und doch dachte keiner an eine Veränderung dieser Lage, als der Greis zuweilen. Er sah es gern, als Gustav sich anfänglich nicht über Lucien erklärte. Er wollte ihn erst kennen lernen. Aber jetzt, da er seinen Fleiß, seinen standhaften Edelmuth, seine Tugend bewunderte, jetzt fiel es ihm auf, daß Gustav immer noch Lucien seine liebe Schwester nannte, ohne an etwas anders zu denken, daß selbst Lucie keine andere Wünsche hatte, als so von ihm genannt zu seyn. Paumee fand dies sonderbar, und doch war es ganz natürlich. Die jungen Leute waren sich selbst überlassen, kein Hinderniß, nicht einmal eine Warnung des Greises, kein ängstlicher Blick von ihm stellte sich ihnen entgegen. Und so konnte es nicht anders kommen, daß beide ihre

Gefühle nicht kannten. Keimte je zuweilen ein anderer Gedanke in ihnen, so wurde er gleich durch das Verhältniß von Bruder und Schwester, in das sie sich immer versetzten, wieder erstickt. Daran dachte Paumee nicht, und er wurde unruhig, wenn er an Luciens künftiges Schicksal dachte. Mit jedem Tage hoffte er, die jungen Leute sollten sich näher erklären, aber er sah nichts als Freundschaft und schwesterliche Liebe unter ihnen. Er wußte nicht was er thun sollte. Er sann auf eine Probe, er wollte ihr Herz überraschen, und dies glückte ihm mehr, als er hoffte. „Lucie," hob er an, „Sander scheint Dir gleichgültig zu seyn." „Mir?" fragte Lucie erschrocken, „ach nein, ich liebe ihn sehr." „Gewiß, thust Du dies? Und Du hast es auch Ursache, alles was wir jetzt haben, ist von ihm, ich mag kaum daran denken, was aus uns geworden wäre, hätten wir ihn nicht gefunden, und doch; dies sagte er mit Thränen, denke ich nur immer daran, wir können ihn nie genug lieben. Es ist mir lieb, wenn Du ihn liebst, Lu-

cie, gewiß er verdient es.“ „Ja das thut er,“ sagte Lucie gerührt, „und ich habe ihn so lieb,“ sagte sie feurig.

„Aber,“ unterbrach Paumee sie ernst, „ich fürchte er liebt Dich nicht so wie ich wünsche, wir müssen ihn verlassen. So geht es nicht mehr.“ „Er liebt mich nicht? ihn verlassen,“ rief Lucie erschrocken, „o Gott er liebt mich ja, nein, ihn verlassen kann ich nicht, nein dies nicht!“

Lucie zitterte vor Angst, als sie dies sagte, sie sah sich schon getrennt von ihm, sie fühlte sich doppelt unglücklich, je weniger sie vorher den Gedanken gefaßt hatte. „Nein,“ rief sie noch einmal, „verlassen kann ich ihn nie!“

„Und wenn er Dich nicht liebte?“

„Und wenn er mich haßte, guter Vater, ich könnte ihn nicht verlassen, er ist so gut, er nahm sich Ihrer so an, und . . . . nein, er ist so gut, und liebt mich!“ —

Luciens Liebe versteckte sich wieder hinter die Dankbarkeit. Doch sah der Greis aus ihrem schnellen Erröthen, aus dem Zit-

tern und Erschrecken, daß sie ihn liebe. Dies war ihm genug. Von Gustav hoffte er dasselbe. Er hielt sich seines Lieblingswunsches versichert. Doch wollte er auch Gustav aus dem Schlummer wecken. Ob es Recht ist? fragte er sich selbst, die Tage meines Lebens sind so kurz, setzte er sich entschuldigend hinzu, daß ich die letzte Freude mit eigener Hand herbei führen muß. Und kann ich ruhig sterben, wenn ich Lucien nicht sicher weiß? Er stellte Gustav auf eine ähnliche Probe wie Lucien. Gustav wurde blaß, wie Paumee sagte: Wir müssen Dich verlassen mein Sohn. „Mich verlassen?“ rief er bebend, „Sie wollen mich verlassen mein Vater?“ — „Du nennst mich Vater, mein Sohn, ist darum Lucie Deine Schwester? Um ihres Glücks willen muß ich Dich verlassen.“ — „Ist sie denn unglücklich?“ fragte Gustav zitternd. — „Nein, jetzt nicht, aber sie kann es werden, und ich fürchte sie ists schon. Wir müssen Dich verlassen, guter Gustav.“

Der Jüngling erschrak, er hörte die letz-

ten Worte des Greises nicht, er sprang hinaus in die Küche zu Lucien. „Lucie! Lucie!“ das Mädchen sah erschrocken auf, und mit dem Blicke der Unschuld, den die Angst erhob, antwortete sie: „was willst Du Gustav?“ — „Was fehlt Dir, bist Du unglücklich?“ fragte er zitternd vor Angst.

Lucie lachte bei der Frage beinahe laut auf. „Ich bin sehr glücklich,“ sagte sie freudig, „aber warum frägst Du so?“ Gustav erzählte wie der Großvater ihn erschreckt hätte, und sie gestand ihm jedes Wort, das sie mit ihm vorher gesprochen. Gustav erwachte. „Ist es wahr Lucie,“ rief er mit freudigem Entzücken, „liebst Du mich?“ — „Ueber alles, und Du zweifelst?“ — „Ach der Großvater,“ sagte Gustav. — „Ja, der erschreckte mich auch so, aber ich liebe Dich.“ Gustav fiel ihr in seinem Entzükken um den Hals, sein Mund berührte den ihrigen, er drückte sie fest an seine Brust. Jetzt wurde es Licht und Leben in ihm. Der einzige Kuß weckte alle verborgene Funken

seiner Leidenschaft. Lucie war nicht mehr Schwester, sie war Geliebte, die über alles Geliebte. So stürzten sie beide ins Zimmer zurück zum Großvater. „Sie liebt mich,“ rief Gustav freudig, Lucie wollte sich erröthend verbergen, doch der Greis umfaßte sie beide, und sagte feierlich, fast schluchzend: „Gott lege seinen ewigen Segen auf diese Stunde.“

Ein neues Leben beselte das Haus, neue Freuden, die seligste Wonne ergoß sich über alles. Die plötzlich erwachte Liebe that Riesenschritte, Gustav theilte jedes Geschäft mit Lucien, und war er nicht da, so schlich sie vor sein Zimmer, horchte vor der Thür, er ging um zu sehen was sie mache, und so sanken sie sich oft in die Arme.

Nach vier Wochen brachte Paumee den Prediger mit, und das Glück der Liebenden war ohne Gränzen. Sie sanken dem Greise zu Füßen, und dankten ihm ihr Glück mit dem heißesten Danke, und dem zärtlichsten Entzücken. Liebe, Vertrauen, Arbeitsamkeit verwandelte ihr Leben in einen Himmel, je-

der Tag brachte neue Freuden, und der folgende zeigte neue Reize. Gustav sagte oft, „o wie glücklich bin ich," und Lucie fiel an seine Brust, und rief mit frohem Entzücken, „ich kann mein Glück kaum tragen."

Und es war so, neue Welten, herrliche reizende Aussichten boten sich ihnen täglich dar. Gustav war Gatte, Lucie sein Weib, er arbeitete um ihr alles zu verschaffen, was ihre Bequemlichkeit forderte, er suchte ihre Freuden zu erhöhen, er arbeitete sein Vermögen zu vermehren. Jetzt hatte er alles, der Gedanke Vater zu werden durchfuhr ihn mit bebendem Entzücken. Er arbeitete emsiger, um sich eines Eigenthums zu sichern, das ihn gegen Noth und Mangel schützen sollte. Paumee sah dies alles mit der innigsten Freude. Ein neues Leben schien ihn zu erwarten, doch er war zu schwach, und der Gram hatte vorher zu lange an ihm gezehrt, um dies Glück lange ertragen zu können. Er starb bald an Ermattung des Alters. Wie das glückliche Paar an seinem Bette kniete, fragte er noch matt und ster-

bend, „seyd Ihr glücklich?“ „Ueber alles!“ schluchzten beide. — „O sucht es zu bleiben, und zu verdienen, dies wird auch dort meine größte Freude seyn.“ Er verschied.

Luciens Schmerz war groß. Gustav betrauerte den Greis, wie er Buel betrauert hatte, und dieser Kummer vereinigte ihre Herzen noch fester. Sie klagten, suchten sich zu trösten, und ihr gemeinschaftliches Unglück umschloß sie mit dem Entzükken der Liebe.

Ein neues Glück. Gustav wurde Vater. Mit vor Freude und Entzücken zitternden Armen umfaßte er den Sohn, den ihm seine Lucie gab. Er sank an ihrem Bette nieder, um ihr dies Glück zu danken, er wußte nicht was er thun sollte. Lucie war ihm Geliebte, Gattinn, aber jetzt Mutter, die Mutter seines Sohns. Er hatte eine heilige Achtung für sie, seine Ehrfurcht wurde so groß wie seine Liebe. Tausendmal dachte er an Buel, an Paumee, tausendmal hätte er sie vom Tode erwecken, und sie zu Zeugen seines Glücks machen mögen.

„Doch

„Doch sie sehen es;“ rief er mit von Vaterfreude bewegter Stimme, „sie sehen wie glücklich ich bin!“ Lucie weinte vor Freude, und wenn Gustav mit scheuer Ehrfurcht ihre Hand küßte, zog sie ihn an sich, sie mußte ihn mit Liebkosungen überhäufen, er wagte es nicht, so ehrte er sie.

Gustavs Glück sollte vollkommen werden. Auch der geheimste Wunsch seines Herzens wurde erfüllt. Durch den Tod eines entfernten Verwandten in Deutschland fiel ihm ein beträchtliches Vermögen zu. Doch dies änderte bei ihm nichts. Er arbeitete wie vorher, und seine Kleidung blieb eben so einfach. Lucie dachte zuerst daran daß sie jetzt reich waren. Sie forderte nicht für sich, sie bat nur ihn er möchte sich schonen. „Um meinetwillen“ sagte Gustav, „hätte der gute Vetter sein Geld behalten mögen, aber für Dich, Lucie, und für unsern Sohn wünschte ich mir ein Vermögen. Ich war immer am glücklichsten wenn ich für Dich arbeiten konnte, und dies will ich immer seyn.“ Lucie äußerte die zärtlichsten Be-

sorgnisse für seine Gesundheit, sie hatte hundert Gründe ihn zu bewegen einige Stunden weniger zu arbeiten. Er gab nach, weil sein Fleiß seit einiger Zeit wirklich übertrieben war. Sie gingen spatzieren, der kleine Louis lief vorauf, kam zurück, und zeigte im kindischen Triumph die Blumen welche er gepflückt hatte. Täglich gewann dies Leben neue Reize. Vaterfreuden erhöheten Gustavs Glück. „Buel," sagte er oft in froher Begeisterung, „konntest Du mir rathen nach Deutschland zu gehen, konnte ich je ein ähnliches Glück finden?" Er war außer sich, sein Entzücken warf ihn in Luciens Arme, „ich bin über alles glücklich!" stammelte er mit bebender Stimme.

Guter Sander, wie oft, wie unendlich oft, ist Solons Ausspruch wiederholt: vor dem Tode ist keiner glücklich. Wahr, sehr wahr, wenn der Genuß von Freuden, das Zusammentreffen günstiger Umstände, wenn die Erfüllung unserer Wünsche allein Glück ist; doch ists dies immer? — Sander nahm es in diesem Sinne. Er

wußte nicht wie bald dies Glück aufhören, er alles verlieren, und unglücklich werden könne. Aus welchen feinen Fäden spinnt das Schicksal das Leben des Menschen! Eine Kleinigkeit hatte Sanders Aeltern nach Paris gebracht, ein Zufall sollte jetzt sein Glück untergraben.

Auf einem der gewöhnlichen Spatziergänge nach dem Kirchhofe, wurden sie durch einen Pistolenschuß geschreckt. Sander eilte nach der Gegend wo der Knall herkam, er flog hinter der Mauer weg, und fand einen jungen Mann im Blute schwimmend. Er erschrak, er konnte nicht zweifeln, der Unglückliche sei ein Selbstmörder. Noch zeigten sich Spuren des Lebens in ihm. Sander lief zu einem nahen Bach, holte Wasser im Huthe, und wusch das Blut von dem Gesicht des Unglücklichen. Er fand keine Wunde, aber der Ohnmächtige erholte sich. Die Hand war zerschmettert, und bei dem Fall war das Gesicht mit Blut bespritzt. Sander verband die Hand mit dem Schnupftuche, und suchte den jungen Mann

ganz ins Leben zurück zu bringen. Endlich gelang ihm dies. Er erwachte. „Wohin soll ich Sie führen?“ fragte Sander, der kein Aufsehen erregen wollte. „Wohin verlangen Sie?“ — „In den Tod,“ seufzte der Unglückliche. „Hat dies Leben für Sie keine Freude mehr?„ fragte Sander gerührt, „nein, mein Theurer, Sie müssen sich mit dem Schicksal versöhnen.“ Der Unglückliche schüttelte verzweifelnd den Kopf, „das Leben ist mir eine Last, so wie ichs mir selbst bin.“ „Fassen Sie sich,“ unterbrach ihn Sander herzlich, „dort ist meine Frau, sie darf ihre Gedanken nicht wissen, sie würde staunen, daß sie in der Brust eines Mannes keimen konnten. Sie sind nicht wohl mein Freund, eilen Sie.“ Er zog ihn gewaltsam mit sich zu Lucien. Der Fremde sank ermattet nieder, und suchte sein Gesicht zu verbergen. Sander wollte ihm die Schamröthe ersparen, und erzählte Lucien daß dem Verwundeten die Pistole in der Hand verunglückt sei, und ihm den Arm etwas gequetscht habe. Er bat ihn mit zu

seiner Wohnung zu gehen, weil diese nicht weit entfernt, und dort Hülfe am nächsten sei. Der junge Mann konnte nicht widerstehen, ob er gleich dies zu wollen schien. Beide brachten ihn mit freundschaftlicher Gewalt nach ihrem Hause.

Der Arzt erklärte die Wunde für unbedeutend, aber ein Fieber, und besonders die Gemüthsunruhe machten den Zustand des Kranken gefährlich. Er schien noch jetzt seinen Tod zu wünschen. Diese anhaltende Verzweifelung wurde Sandern bedenklich. Er hatte oft mit Buel über den Selbstmord gesprochen, dieser erklärte ihn immer als einen Ausbruch des Wahnsinns. Könnte der Arme zwei Minuten nachher seine That ungeschehen machen, gewiß würde er nie wieder sein Daseyn verwünschen. Dies sagte Buel. Aber hier schien es anders. Schon acht Tage war Denis in dieser fürchterlichen Lage, und dennoch schien die Liebe zum Leben in ihm nicht wieder zu erwachen. Er dankte seinem Wohlthäter nicht einmal, die schwärzeste Melancholie hielt sei-

ne Sinne gefesselt. Dies machte selbst die Wunde gefährlich, die anfänglich unbedeutend war. Der Arzt so wenig als Lucie kannten den innern Zustand des Kranken. Sander verschwieg sorgfältig die Lage, in der er ihn gefunden hatte. Er hielt dies für das heilige Geheimniß eines Unglücklichen. Jetzt erklärte der Arzt die Gefahr für drohend, und den Tod des jungen Mannes als gewiß. „Ich weiß nicht was es zu bedeuten hat," sagte der Arzt bei dieser Erklärung, „meine Kunst scheitert hier bei einer Kleinigkeit, es muß etwas vorgefallen seyn, das ich nicht weiß. Der junge Mann hat den Tod davon." Sander erschrak heftig, doch erklärte er sich nicht. Bald darauf, als sie allein waren, sagte er zu Denis: „Sie wollten sterben?" unglücklicher Freund, ich fürchte dieser schreckliche Wunsch wird erfüllt. Wollen Sie sich nicht losreißen von dem furchtbaren Verzweifeln, so sorgen Sie wenigstens für das Leben Ihrer Seele, wenn Sie auch den Körper morden." Sander war erschüttert, wie er dies sagte, seine

Stimme war bebend, er zitterte. Und dennoch machte es auf den harten Denis keinen Eindruck. Sander erschrak darüber, er stürzte jammernd neben das Bette des Kranken, „Gott!“ rief er, „Gott rechne ihm die Sünde nicht zu,“ und langsam sagte er; „wie hart, wie grausam mußte sein Schicksal seyn, ehe es diesen fürchterlichen Starrsinn erreichen konnte. Denis war wie zerschmettert, er bog sich ängstlich zu seinem Wohlthäter, schüttelte zitternd den Kopf, und seufzte kaum hörbar, „ich, ich war Schuld!“ „O so enden Sie dieses Elend,“ unterbrach ihn Sander gerührt, „ein Leben voll Tugend wird diese Schuld verlöschen, und sie mit sich selbst und der Gottheit versöhnen.“ Zum erstenmal lagerte sich ein Zug der Rührung auf das Gesicht des Unglücklichen, er faltete die Hände, als schien er zu beten. Sander betete laut mit ihm. Wirklich befand Denis sich etwas besser nachher. „Ach,“ sagte er leise, „das Gebet eines Heiligen für einen Sünder stärkt, hätten die Spötter dies gesehen,

sie würden nicht lachen.“ Sander drückte seine Hand, und eine Thräne des freudigen Mitleids floß darauf. Denis Starrsinn war gebrochen, ein Gedanke der Reue durchstrahlte ihn wie ein milder Sonnenblick nach dem fürchterlichen Sturm. Sander suchte diese Stimmung bei ihm zu nutzen. Er zeigte ihm die Aussicht auf ein glückliches Leben durch Tugend geheiligt. „Ach,“ sagte Denis, „der Mensch begeht oft ein neues Verbrechen, um der Strafe eines schon begangenen zu entgehen, er sinkt immer tiefer, bis zu dem Abgrunde wo Rettung vergebens, wo Hülfe unmöglich ist.“ „Sie ist möglich,“ unterbrach Sander ihn feurig, „durch ein Leben voll Tugend möglich; und diese Hoffnung, unglücklicher Freund, ist Ihnen gewiß.“ Denis reichte ihm die Hand, er schien diese Hoffnung zu glauben, die Ausführung aber viel zu schwer zu halten. Sander errieth seine Gedanken, und sagte tröstend: „Ein frommer fester Entschluß, dem die kleinste tugendhafte Handlung folgt, ist schon Tugend, und der sicherste Weg der zu

diesem erhabenen Ziele des glücklichen Menschen führt. Ist Ihr Wille ernstlich, so kann auch die Ausführung nicht schwer seyn, sie wird leicht, so bald Sie wollen."

Aehnliche Unterredungen hielten sie täglich. Sander war immer um den Kranken bekümmert. Sein Trost, seine freundschaftlichen Bitten halfen viel, und noch mehr Luciens inniges Mitleid. Noch kannte sie den Zusammenhang nicht, dies wußte Denis. „Ach," sagte er zu Sandern voll Schmerz, „würden Sie mich dulden, und nicht mit Verachtung von sich weisen, wenn Sie meine Abscheuligkeit kennten."

Die Tugend ist ansteckend. Denis sah bei seinen Freunden Liebe, Zärtlichkeit, Vertrauen im höchsten Maaße, ihr ganzes Leben war eine Reihe guter Handlungen. Sie behandelten ihn mit einer so zarten Schonung, von der er selbst sagte, daß er sie nicht verdiene. Anfänglich fühlte er seine ganze Unwürdigkeit in der Gesellschaft dieser guten Leute, er sah ihre Tugend, und der schwärzeste Neid kochte in seiner Brust. Das

Leben wurde ihm von neuem verhaßt. Erst führte ihn das Verbrechen zum Abgrunde, jetzt that es die Scham über das Verbrechen, und die Zaghaftigkeit einen edlen Entschluß zu fassen. Er wäre verloren gewesen, hätte nicht der warme Hauch der reinsten Liebe, die Eisrinde, welche Verbrechen und Verzweifelung um sein Herz gezogen hatten, nicht aufgethauet, und eine edelere Empfindung in ihm geweckt. Er zweifelte an der Möglichkeit tugendhaft werden zu können, und verzweifelte von neuem. Die erste Hoffnung richtete ihn auf. Er fühlte sich gestärkt. Der Anblick dieser Tugendhaften, ihr edles Betragen, nahm ihn für die Tugend ein, doch dies Gefühl war noch nicht Tugend, es war nur eine Regung des Gefühls, auf dessen Boden sie wurzeln konnte. Denis ging von der schwärzesten Verzweifelung zur heitersten Freude über. Er glaubte sich gerettet, und dachte nicht daß er erst den Anfang der Bahn betrat, deren Ende er schon erreicht glaubte. Indeß war sein Vorsatz wirklich ernstlich, und die Freude die

Sander darüber empfand rührte ihn bis zu Thränen. Lucie begriff die Bewegung ihres Mannes nicht. Sie freuete sich über Denis rückkehrende Gesundheit, aber die Freude ihres Mannes war ihr unerklärlich. Sie hatte etwas ernstes, feierliches, und so waren auch seine Unterredungen mit Denis. Lucie staunte, Sander schwieg. Das Geheimniß blieb ihm heilig. „Nein," sagte Denis, „Sie müssen alles wissen, wie elend ich war, wie viel ich Ihrem edlen Manne verdanke." Er erzählte mit schwacher Stimme und gebrochenem Herzen die Geschichte seines Lebens, ein Gewebe des Leichtsinns, bis zu der schrecklichen Stunde wo Sander ihn blutend fand. „Was wär ich," rief er, hätte der edelste Mensch mich nicht gerettet, ein Selbstmörder, der Unglücklichste aller Menschen. Und bin ich dies nicht? setzte er traurig hinzu. War der Wille nicht so gut wie die That?" Er versank in eine dumpfe Schwermuth, aus der ihn nur Sanders herzlicher Trost wecken konnte. „Denken Sie nicht daran was Sie

waren," sagte er gerührt, „nur an das was Sie seyn wollen, und Sie werden glücklich werden." Denis schüttelte traurig den Kopf.

Lucien schauderte bei dem Gedanken an das Verbrechen, das Denis hatte begehen wollen, und doch, — o wer kennt die Saiten des menschlichen Herzens! — und doch fühlte sie jetzt ein so inniges Mitleid mit dem Unglücklichen, als sie nicht einmal empfand, als er dem Tode nahe, jedes Auge mit Thränen füllte. Sonderbar, der Verbrecher, der Mörder dessen Leben das Schwerdt enden soll, gewinnt oft ehr die Herzen, als der Unglückliche der an der Thür jammert. Jenem werden reichliche Erquickungen zugeschickt, da diesem oft kaum eine Brodrinde gereicht wird. — So ists oft, so war es auch hier bei Lucien. Die Hälfte der Verbrechen die Denis beging würde sie auf immer von ihm zurück geschreckt haben, jetzt da sie das schrecklichste hörte, fühlte sie ein so zartes Mitleid, das sie ganz zu dem Unglücklichen hinzog. Sie

betrachtete ihn als einen Verlornen, und triumphirte über seine Rettung. Sie scheuete sich, Denis an sein Verbrechen zu erinnern, sie suchte es ihm, wie sein Unglück vergessend zu machen. Denis staunte. Bis jetzt kannte er nur leichtsinnige Bösewichter die ihn an den Abgrund geführt hatten, oder kalte hämische Verläumder die seiner Vergehungen spotteten. Hier fand er die edelste Großmuth, die erhabenste Tugend mit der reinsten Einfachheit des Herzens, ohne Stolz, ohne Anspruch. Er richtete sich auf an der Hand seiner Freunde. „Wer könnte bei Ihnen das Leben hassen,“ sagte er zu Sandern, der ihn darum fragte. „Welch ein Unterschied zwischen einem Leben voll edler Thätigkeit, und einem verderbenden das Herz vergiftenden Müssiggang.“

Denis war auf dem Wege ein guter Mensch zu werden, er wäre es geworden, wenn sein Glaube zu sich selbst nicht zu schnell gewachsen wäre. So wenig er vorher von sich hielt, so viel vertrauete er sich jetzt. Sander war zu gut, um diese Vor-

eiligkeit zu bemerken. Denis bat ihn um seine Freundschaft: „um meiner Ruhe willen dulden Sie mich," sagte er mit Thränen. Sander schloß ihn in seine Arme. Er ging zu Lucien, er dankte ihr zitternd für die Güte die sie an ihn verschwendete, er bat wegen der Unruhe um Verzeihung, die er ihrem Hause gemacht habe. Sie versicherte ihm, dies sei ihr keine Unruhe gewesen, und daß es ihre größte Freude sei, wenn er ihr Haus zufrieden und glücklicher verlasse. Denis bog sich über ihre Hand, und es fielen Thränen darauf.

Denis war kein schlechter Mensch, aber was noch gefährlicher ist, er war leichtsinnig. Ausschweifungen, zu der ihn eine unbeschränkte Freiheit verführte, hatten einen Lebensüberdruß zur Folge. Die ewigen Zerstreuungen hatten ihn ermüdet, das Leben wurde ihm zur Last, er betrachtete es als eine Bürde die er von sich werfen könne. „Zitterten Sie nicht vor den Gedanken an eine Ewigkeit?" fragte Lucie, da er reuevoll dies Geständniß ablegte. „Eine Ewig-

keit," wiederholte Denis langsam, „damals glaubte ich sie nicht. Ich betrachtete sie wie den Glauben an Erscheinungen, als eine Schwachheit des Blödsinnigen, wie ein Regenbogen der in schimmernden Farben das Auge täuscht. Aber jetzt, jetzt meine Freundinn, hier in dem Kreise stiller Tugend, hier ist die selige Ueberzeugung einer Ewigkeit. Wie danke ich Ihnen. Sie lehrten sie mich kennen." Und dies war Denis wirklich überzeugt. Er glaubte Lucien seine Seligkeit schuldig zu seyn, und seine Dankbarkeit war so groß, daß sie fast Schwärmerei wurde. Er wollte ihr seine Gesinnungen zeigen, nur in etwas wollte er ihre Mühe vergelten, und daher wandte er alles an, um ihr eine Freude zu machen. Der kleine Louis war immer sein Liebling, er spielte Stundenlang mit ihm, kaum sah er, daß es Lucien gefiel, daß er dem Kleinen Beschäftigung gab, so war er unermüdet. Er wurde sein Lehrer, sein Führer, sein Freund. Er wurde dem Sohn alles, um der Mutter dankbar zu seyn. Louis hing ganz an ihm,

der Vater war ihm oft zu ernst, aber Denis wußte sich ganz in seine kindische Spiele zu versetzen. Er lehrte ihn lesen, schreiben, alles spielend. Ein kleines Geschenk war immer der Lohn seines Fleißes, und Louis lernte nicht des Geschenkes wegen, um nur mit Denis zu spielen. Alles war vergessen, keiner dachte mehr an die Lage worinn Denis zu ihnen kam, als Denis zuweilen, und Lucie immer. Aber der Gedanke hatte nichts bitteres für sie, sie betrachtete Denis als ein Glied ihres Hauses, dazu hatte ihn Sander gemacht, und sie konnte oft froh seyn, daß sie ihm gleichsam vom Tode für sich gerettet hätten. Er war immer da, und kam er nicht, so fehlte gewiß jedem etwas. Am meisten trauerte Louis, der bei keinem das Vergnügen fand, das ihm Denis zu verschaffen suchte. Er machte seinem Lehrer kindische Vorwürfe, wenn er einmal eine Stunde länger ausblieb. Denis nahm ihn auf die Arme, und ein neues Spiel entschädigte ihn bald für den Verlust.

So gehörte denn Denis zum Glück, zur Freude des Hauses. Alle waren an ihn gewöhnt. Er war Sanders Freund, und dies war er auch Lucien. Er war ein anderer Mensch geworden. Dies fühlte, dies sagte er selbst. Er glaubte Lucien alles schuldig zu seyn, er war dankbar, er verehrte sie schwärmerisch, er liebte sie dafür. Dies gestand er sich nicht, und doch konnte er seinen Blick oft nicht von der schönen Frau wenden, sein Auge weilte länger auf ihr, als es söllte, aber er nannte dies Dankbarkeit für seine Wohlthäterinn. Sonderbar, an Sandern dachte er weniger, ihm glaubte er weniger als Lucien schuldig zu seyn. Und dies glaubte er, um ihr ganz dankbar zu seyn, oder was ihm eins war, sie lieben zu können. Einmal überraschte ihn der Gedanke über den Zustand seiner Empfindungen, doch er eilte darüber weg. Er liebte Lucien wie eine Freundinn, und war etwas unerlaubtes in dem Wunsche eine ähnliche Gattinn zu besitzen? Dies dachte er, um sich selbst zu entschuldigen. Aber bald setzte sein Herz hinzu: es giebt nur eine Lucie,

und die liebst du, du Unglücklicher! Er konnte nicht zweifeln, seine Unruhe, seine Angst wenn er bei ihr war redete deutlich. Doch hütete er sich seine Gedanken blicken zu lassen. Er wurde traurig, finster, schwermüthig oft. Lucie theilte seinen Kummer, so wie Sander es that. Sie baten ihn sich zu erklären, sie suchten ihn zu erheitern, nichts half. Lucie äußerte über seinen Schmerz eine Theilnahme die an Aengstlichkeit gränzte. Louis weinte oft, und dies mehrte ihre Angst. Denis schwieg, die Angst hob Luciens Reize. Er war oft traurig, um sich nur von ihr trösten zu lassen. Sie faßte seine Hand um ihn zum Reden zu bringen, er drückte die Hand ängstlich, und seufzte bewegt, „ich kann nicht, mein Unglück wird mit mir vergehen.“

Sander hielt Denis Zustand für die Rückkehr einer stillen Melancholie. Er bat ihn sich zu zerstreuen, er selbst gab ihm dazu Gelegenheit. Nichts half. Denis blieb traurig. Er kämpfte mit sich selbst. Endlich keimte ein edler Entschluß in ihm, er wollte Paris verlassen, um nicht undankbar zu seyn, und

das Glück seiner Freunde zu stöhren. Dies dachte er, aber nicht so ernstlich als er glaubte, sonst hätte er den Entschluß rasch ohne langes Besinnen ausgeführt. Es war nur eine Entschuldigung seines Zögerns. Endlich entdeckte er doch seinen Freunden diesen Entschluß. Keiner ahndete die wahre Ursache, und ihr Schreck war groß. Lucie wurde blaß, und Sander sagte bebend, „nein, verlassen sollen Sie uns nicht, unglücklicher Freund, kommen Sie ganz zu uns, vielleicht gelingt unser Bemühen Sie zu erheitern.“ Lucie bat, Louis weinte, „ziehen Sie ganz zu uns,“ wiederholte Sander noch einmal bittend. Denis schwieg nachdenkend. Er war schon entschlossen, aber noch einmal sollten sie ihn bitten, sie sollten ihn nöthigen seinen Wünschen entgegen zu gehen. Dies dachte er, und sein Blick hing immer auf Lucien, welche die Unruhe um ihn unendlich reizend machte. Endlich nahm er den Vorschlag an, der Undankbare! —

Der Leichtsinnige ist gefährlicher, als der furchtbarste Bösewicht. Dieser stehet vor dem

Verbrechen das er begehen will, er überrechnet die Folgen, die Gefahr und den Vortheil den es ihm bringt, und läßt es oft ungeschehen. Der Leichtsinnige wiegt sich selbst in einen Schlummer, und so stürzt er sich sinnlos von Stufe zu Stufe zu der Abscheuligkeit hinab, deren kaum der vollendete Bösewicht fähig war. Denis suchte Entschuldigung, und fand sie in der Vorstellung daß Sander gesagt hatte, seine Abwesenheit würde ihr Glück untergraben, er fühlte selbst wie unentbehrlich er allen, besonders für Louis war. Er suchte selbst den Gedanken an seine Wünsche, an sein Verbrechen zu ersticken. Er stellte sich Luciens Bild in einer andern Gestalt als die Gattinn seines Freundes vor. Der Name Lucie, den er dem Bilde lieh, trug viel dazu bei, um ihn zu täuschen. Oft schon hatte er sie so genannt, jetzt redete er sie immer so an. Lucie fand hierinn so wenig etwas auffallendes als Sander. Sie wurden froh daß sich seine Melancholie legte. Sie schrieben dies auf die Rechnung ihrer Gesellschaft, und auf die Zerstreuung die sie ihm immer verschafften.

Zum Theil war es dies, noch mehr aber freuete ihm die Mühe die sich Lucie gab ihn zu erheitern. Sie scherzte mit ihm, und wenn nichts half, mußte er ihr vorlesen. Dies zerstreuete ihn gewöhnlich. Denis las gut und gern vor. Oft sprach er mit Lucien über das Gelesene, und sie bewunderte dann seinen Scharfsinn, der oft den glänzendsten Gedanken des Schriftstellers übertraf. Denis las gerne Romane, so wenig Sander diese Lectüre begünstigte, so gab er doch nach, weil dies Denis, und auch Lucien zu unterhalten schien. Er wollte ihr nicht gern ein Vergnügen rauben, das auch seinen Freund erheiterte. Sonst hatte er dabei keinen Gedanken, als daß er diese Lectüre für unnütz hielt. Denis widersprach, selbst Lucie war diesmal gegen ihn. Sie vertheidigte den Geist, das Gefühl jener Schriften, selbst die sanfte Schwärmerei erhob sie. Denis vertheidigte dies lebhaft, und unmerklich zeigte er Lucien daß er sehr mit ihr übereinstimme, und bald darauf pries er schwärmerisch den süßen Einklang der Seelen, der zwei Wesen vereinige.

Er las die Stellen, die den Geist der glühenden Leidenschaft hauchten, mit einer Wärme, mit einem Enthusiasmus, der ihn in eine andere Welt zu versetzen schien, selbst Lucie war in einen andern Kreis gezaubert. Ja in solchen Minuten, drückte er ihre Hand wärmer, schlug seinen Arm um ihren Hals, und ein Seufzer entfuhr ihm. Auch ihr Busen wurde von einem leisen Seufzer gehoben. Aber dieser galt nur der unglücklichen Heldinn der Geschichte; an sich, an Denis dachte sie nicht. Sie sah seinen Arm nicht einmal. Denis sah ihre hohe Unschuld, ihre Tugend, und hierinn fand er ein unüberwindliches Hinderniß, das sich seiner List entgegenstemmte. Doch dies hielt ihn nicht ab, er hatte die Schaamröthe über das Verbrechen überwunden, die That selbst wurde ihm leicht. Und auch hier hatte der Elende Entschuldigungen, und wann fehlt es ihm daran? Jetzt stützte er sich nicht mehr darauf, daß Sander ihn gebeten hatte zu ihm zu ziehen; darüber suchte er wegzueilen, wie über alles was sein Freund an ihm that. Er verweilte bei Lucien, er verglich ihre Rei-

ze, ihre feine schwärmerische Empfindung mit Sanders alltäglichen Betragen, um nur sagen zu können, sie passen nicht für einander. Er machte sich blind gegen Sanders Verdienste, und rief dann sich selbst entschuldigend, der Fühllose verdient dieses holde zarte empfindende Weib nicht. — Der Undankbare! aber ists nicht oft so! Eine Thräne die bei einem Trauerspiel geweint wird, oder die beim Lesen eines Romans dem Auge entquillt, wird feines erhabenes Gefühl genannt. Viele sind stolz darauf, und doch können sie beim Elende eines Unglücklichen ungerührt vorüber gehen. Denis suchte Sandern absichtlich herab zu setzen, um seine Leidenschaft zu vertheidigen. Selbst Lucien machte er leise, unmerklich fast auf die Fühllosigkeit ihres Gatten aufmerksam. Dies gelang, aber Lucie fragte bald offenherzig: „Gustav, warum bleibst Du gleichgültig bei Stellen, die mich bis zu Thränen rühren?“ (sie las ihm oft selbst vor) „Gleichgültig bin ich nicht,“ antwortete Sander gerührt aber fest, „doch die schwärmende Empfindelei billige ich nicht. Sie ist ein Schmuck

des weiblichen Herzens, aber eine Tugend meine Lucie, ist besser als ein Schmuck. Warum sollen wir über erdichtetes Elend weinen, da des Wahren doch so viel ist, warum sollen wir dort Thränen hervor locken, wenn wir hier welche trocknen können." Lucie fühlte dies, und sie warf sich mit einer ungewöhnlichen Wärme in seine Arme. Sie war gerührt, erschüttert fast. Sander war entzückt über diesen Beweis ihrer Liebe. Ach er dachte nicht, daß es schon der Anfang seines Unglücks war! Lucie war geblendet; durch Denis Schwärmerei zur Bewunderung hingerissen, hatte sie oft gewünscht, ihr Mann möchte seine Gefühle theilen Sie wünschte ihm manche glänzende Eigenschaft ihres Freundes, sie ahnete nicht welchen Schritt sie dadurch zu dem größten Verbrechen that. Jetzt fühlte sie es nicht einmal. Sanders Ausdruck, eine Tugend ist besser als ein Schmuck, zeigte ihr nur das Unrecht, das sie ihm angethan hatte, zum Nachdenken über sich selbst kam sie dadurch nicht. Der schlaue Denis hatte sie in einen Schlummer gewiegt, in dem sie sich selbst vergaß. Sie

kannte seine Empfindung nicht, und noch weniger die ihrige. Dies wollte Denis. Nicht ein Blick verrieth ihr seine Gedanken, aber unmerklich arbeitete er ihrer Liebe zu Sandern entgegen, und was er nicht that, bewirkten die Bücher, welche er ihr vorlas. Schilderungen der leidenschaftlichsten Liebe von einer glühenden Phantasie entworfen, entflammten die ihrige. Bezaubert durch den Reiz jener Bilder dachte sie über ihre Liebe zu ihrem Mann nach, und sie fand daß dies Gemählde keine der Farben hatte, die hier als Liebe geschildert wurden. Dies machte sie traurig, sonst hatte das Lesen dieser Schriften sie in süße Erinnerungen versenkt, jetzt fühlte sie Neid, sie wünschte sich jene Tage zurück, um die bezaubernden Auftritte selbst zu genießen. Denis hatte ihre Phantasie irre geleitet, aber ihr Herz war noch nicht verdorben, immer noch war Sander ihr einziger Gedanke, doch beklagte sie leise, daß seine Brust fremd und unempfindlich sei gegen diese zarten Empfindungen der höhern Liebe.

Diese Unzufriedenheit hatte Denis nach

und nach in ihr zu erregen gewußt. Er ging noch weiter, er warf den schrecklichen Zweifel in ihr Herz, ob Sander sie je geliebt habe? Und dies so versteckt daß Lucie nie den Urheber ihrer Qual entdecken konnte. Dieser Zweifel zerschnitt ihr Herz. Sie rief sich jedes Bild ihres vorigen Lebens zurück, aber keins hatte die blendenden Farben der glühenden schwärmerischen Leidenschaft. Sie zitterte, jetzt fiel ihr der Gedanke schwer aufs Herz, daß sie auch ihn getäuscht, daß sie ihn nicht geliebt hätte. Sie fühlte sich unruhig, unglücklich sogar, Sander war bekümmert um sie, doch entdeckte sie sich nicht, und wie konnte er ihre Zweifel errathen? Denis fachte diesen verborgenen Funken bis zur zehrenden Flamme; nach und nach redete er deutlicher, oder vielmehr seine Blicke thaten es. Oft fiel er in die alte Melancholie zurück. Lucie vergaß darüber ihre eigene Angst, und forschte zärtlich nach der Ursache seines Kummers. Er schwieg, schlug die Augen mit einem Seufzer auf sie, dann zum Himmel. Lucie verließ ihn; „der gute Denis!“ seufzte sie leise, „er ist auch nicht

glücklich." Dabei blieb es nicht. Sie wollte seinen Kummer wissen. Anfänglich war dies freundschaftliche Theilnahme, aber bald wurde es Neugierde, der furchtbarste Plagegeist des Herzens. Sie bat Sandern, Denis Kummer zu erforschen. Er that es. Umsonst, Denis beharrte hartnäckig bei seinem Schweigen. „Wir müssen ihn sich selbst überlassen," sagte er zu Lucien, „er wird sich schon erklären." Damit war Lucie nicht zufrieden. Sie wollte wissen was ihm fehlte. Sie benutzte dazu einen Nachmittag wo Sander ausgegangen war. Jetzt sollte Denis ihren Fragen nicht entgehen. Sie bat, sie quälte, sie machte ihm Vorwürfe, umsonst, Denis schwieg. Aber sein Blick wurde finster, seine Seufzer gepreßt. Lucie drang in ihm. „Ich fürchte, Sie werden lachen, wenn Sie mein Unglück hören," sagte er traurig. „Lachen!" rief Lucie heftig, „lachen! bei dem Unglück meines Freundes, bei Ihrem Schmerz, Denis?" — „Oder doch mein harter Freund," wiederholte er langsam. Lucie stutzte, doch dies mehrte ihre Unruhe noch. Sie bat fast ungeduldig, sie dra-

hete mit ihrer Freundschaft. „Sie wollen es,“ sagte Denis langsam, „aber spotten Sie meines Unglücks nicht. Ich liebe, und liebe unglücklich!“ Dies sagte er langsam und gedehnt, dann aber schilderte er seine Leidenschaft mit den hellen Farben der Phantasie, und endlich bat er sie wieder, sein Geheimniß Sandern zu verschweigen. „Er würde lachen,“ sagte er stockend, „und dies würde meinem blutenden Herzen weh thun; er ist gut, aber die Liebe kennt er nicht.“ Lucie suchte ihm diese Furcht auszureden, doch eine geheime Stimme in ihr gab ihm Recht. Sie brannte vor Begierde seine Geliebte zu kennen. „Dies allein schenken Sie mir,“ stammelte Denis, „ich k a zum Unglück verdammt, doch will ich dulden und schweigen, bis sich dies Leben auflöst, das nur eine Kette von Elend war.“ Lucie fühlte ein zärtliches Mitleid mit dem Unglücklichen, noch eine andere Unruhe quälte sie, den geliebten Gegenstand ihres Freundes zu wissen. Sie beschwur ihn darum. „Sind Sie nicht glücklich Denis, o so schenken Sie mir Ihr Vertrauen, daß ich für Sie weinen kann.“ De-

nis war erschüttert, er gestand daß er heiß, aber hoffnungslos und unglücklich liebe; „nur sagen Sie dies meinem Freunde nicht, sein kalter Spott würde mich tödten." Lucie schüttelte bedenklich den Kopf, sie gab Denis zärtlich die Hand; „ich will schweigen wenn Sie wollen, auch nicht weiter in Sie dringen. Aber Ihre Unruhe theurer Freund, stöhrt die Freuden meines Lebens."

Lucie dachte hiebei ganz etwas anders, als Denis glaubte. Sein Auge strahlte Freude als er dies hörte, und sie sich mit banger Zärtlichkeit entfernte. „Lucie!" rief er ihr nach, „theure Lucie!" Sie kam zurück. „Denis," sagte sie bebend, „was ist Ihnen?" Er warf sich traurig an ihre Brust, „hier in den Armen der Freundschaft will ich meinen Kummer verweinen, bald wird es anders seyn." Dies rief er verzweifelnd. Lucie erschrak zwar, doch sein Unglück raubte ihr die Besonnenheit. „Ja, schütten sie Ihren Kummer in meine Brust," sagte sie bewegt, „Ihr Geheimniß soll mir heilig seyn." Sie drückte ihn an die Brust die seinen Schmerz theilen sollte.

Sie wußte selbst nicht was sie that. Sie war die Vertraute seines Unglücks. Täglich lag Denis an ihrer Brust, er wollte klagen, und schwieg wieder verzweifelnd. Lucie nahm sich seinen Schmerz sehr zu Herzen. Die freundschaftlichen Umarmungen die sie anfänglich nicht einmal bemerkte, und die sie, als sie bemerkt wurden, seinen Schmerz nicht versagen konnte, diese Umarmungen vergifteten ihr Herz. Denis erschien ihrer Phantasie oft in dem Bilde eines Geliebten, daß sie sich in den gefährlichsten Träumen entworfen hatte. Sie schauderte bei dem Gedanken, und würde zurückhaltender gegen ihren Freund. Aber Denis war so unglücklich, daß sein Betragen nur die Vergessenheit seines Schmerzes war. Sie konnte ihn den Trost nicht versagen, an dem Busen der Freundinn sein Unglück zu verweinen. Sie suchte ihn zu beruhigen. Dies gelang ihr, aber Denis blieb traurig. So dauerte es lange. Sander ahnete nichts. Er sah Luciens ungewöhnliche Bewegung nicht einmal, wenn Denis sich zu ihr setzte. Der Edle kannte kein Mißtrauen. Und so

blieb Lucie sich selbst und der List ihres Führers überlassen. Noch hatte sich Denis nicht deutlicher erklärt, aber die unglückliche Lucie war schon ganz in sein Netz verwickelt. Sie liebte den Verbrecher, ohne daß sie es wußte; als sie erwachte, war sie schon tief, schrecklich tief gefallen. Unter dem Deckmantel der Freundschaft hatte der Elende sie eingeschläfert. Jetzt entdeckte er ihr seine Liebe. Sie zitterte, bebte, schrie auf, „ich bin eine Verworfene, eine Elende;“ sie wollte zu Sanders Füßen ihr Verbrechen gestehen. Denis hielt sie mit Thränen zurück, er beschwur sie, nicht alle unglücklich zu machen. „Wenn er es nicht weiß, was fehlt ihm dann? ich will allein elend seyn, ich will fliehen.“ Lucie schwieg einen Augenblick, ihre Angst billigte den Gedanken, Sander sollte es nicht wissen, um nicht unglücklich zu werden. Doch er wußte es schon, der Unglückliche. Er hatte seine Ruhe, sein Glück, er hatte alles, seine treue unschuldige Lucie verloren. Er stand wie niedergedonnert bei der Entdeckung, er zweifelte, doch Luciens Zittern verrieth die Verbrecherinn. Er vermied

alles, er schwieg, er machte ihr so wenig, als dem unwürdigen Denis Vorwürfe. Er beobachtete sie heimlich, er fand daß Luciens Herz von Reue gefoltert sei, aber daß sie Denis liebe. Sein Glück war für immer verloren, er konnte die nicht hassen, die er geliebt hatte, selbst Denis konnte er nicht hassen, weil er seinen Sohn liebte. Aber in der Gesellschaft der Unglücklichen konnte er nicht mehr seyn. Er kämpfte lange mit einem Entschluß. Endlich schützte er eine Reise nach Deutschland zu seinen Schwestern vor, deren Lage seine Gegenwart forderte. Lucie trennte sich mit Thränen von ihm, doch seine Abreise schien ihr Herz zu erleichtern. Sander reiste nicht gleich ab. In einem entlegenen Theile der Stadt lebte er verborgen, er wollte Lucien prüfen, er wollte sehen ob er alles verloren habe. Die schrecklichste Gewißheit wurde ihm. Lucie kämpfte noch zwischen Pflicht und Verbrechen, doch sie war schon tief gesunken. Sie war ein Beweis, daß Tugend aus Neigung, und nicht aus Grundsätzen, keine Tugend sei.

Sander, der edle unglückliche Sander

wollte sie retten. Er sah daß sie Denis liebe, daß sie ohne ihn nie glücklich seyn, und durch seinen Anblick aufs neue zerrissen würde. Dies namenlose Elend wollte er ihr ersparen. Jetzt reiste er wirklich nach Deutschland. Nach zwei Monaten in denen er ihr oft geschrieben hatte, schickte er ihr einen Brief, worinn er ihr eine Krankheit entdeckte, welche die Folge eines unglücklichen Falls gewesen sei. Er nahm Abschied von ihr, und empfohl ihr seinen Sohn, er bat selbst Denis darum. Lucie weinte laut als sie dies las, und als eine zweite Nachricht ihr bald die Gewißheit seines Todes brachte, schien dies selbst den ihrigen herbei zu ziehen. Denis suchte sie zu trösten, sie stieß ihn mit Abscheu von sich, dann streckte sie verlangend die Arme nach ihm aus, und rief jammernd, „ich habe ihn verrathen, aber ich liebte Dich." Denis Zärtlichkeit, und ihr angeborner Hang zum Frohsinn, gaben ihr bald die verlorne Ruhe wieder. Sie glaubte daß Sanders Tod sie von dem Verbrechen befreiet habe, noch mehr, daß sie jetzt den Geliebten besitzen dürfe. Dies tröstete sie bald

über den schmerzlichen Verlust. Denis war ruhig geworden. Seine Liebe zu Lucien war dauerhaft, sie würde edel gewesen seyn wenn ein Verbrechen nicht ihre Quelle war. Er liebte Sanders Sohn wie ein Vater, und Lucien wurde er bald ein zärtlicher Gatte. Sander sah dies. Er war heimlich nach Paris zurück gekehrt, sein Herz blutete, so oft er verborgen Lucien heimlich sah, aber seine That reuete ihn nie. „Ich will nicht richten," sagte er, wenn der Gedanke an Denis ihn mit Unmuth erfüllte, „besser, ich bin allein unglücklich, als daß wir es alle würden; ist gleich sein Betragen unedel, das Verbrechen mag Gott richten!" Damit suchte er sich zu beruhigen. Aber doch ergriff ihn sein Schmerz oft gewaltsam. In der tiefsten Einsamkeit verborgen, weinte er Thränen über sein Unglück. „Und dennoch," sagte er oft, „kann ich den Menschen nicht hassen, der mir alles raubte." Er suchte selbst Denis zu entschuldigen. Doch endlich sagte er wieder, „auch der furchtbarste Bösewicht hat seine gute Seite, ich will nicht richten!"

Einige Jahre lebte er so. Den größten Theil seines Vermögens hatte er Lucien gelassen. Er liebte sie noch immer mit der alten Zärtlichkeit, und Denis Anblick konnte ihn oft mit wilder Verzweifelung erfüllen. Doch immer siegte sein Edelmuth, er blieb seinem Vorsatz treu. Jetzt zerriß das Schicksal den letzten Faden der ihn an Lucien fesselte. Sein Sohn starb. Luciens Verzweifelung, Denis Schmerz söhnte ihn mit dem Verbrechen der Unglücklichen aus. Louis allein hatte ihn in ihrer Nähe gehalten. Nun entfernte er sich. Er suchte Ruhe in der stillen Wohlthätigkeit die er gegen jeden Unglücklichen übte. Er war Wohlthäter, aber Freund konnte er nicht werden. Sein Glaube an den Menschen war gesunken, und doch konnte er sich nicht von dem Anblick der Gedrückten losreißen. Er lebte ganz für sie, ohne selbst zu genießen. Er arbeitete wie sonst, und sein beträchtliches Vermögen verschafte ihm die edelsten Freuden.

Während Sander sich langsam von seinem Unglück erholte stürzte Frankreichs Mo-

narchie unter den furchtbaren Schlägen zusammen. Die Revolution brach aus. Die erste Konstitution versprach goldne Zeiten, aber bald brachte der schreckliche Föderalismus Mord, und Blutscenen. Sander war wieder zu Paris, die neue Erscheinung hatte ihn dort hingezogen. Er sah Lucien. Sie schien glücklich in Denis Liebe, der mit zärtlichster Treue an ihr hing. Denis frohlockte bei der furchtbaren Revolution. Er hatte die Bastille erobert, er war Freiheitsschwärmer, sein Haus wurde eine Zusammenkunft der Patrioten. Allenthalben war Gleichheit und Freiheit, auch hier sollte sie seyn. Ein Freiheitsmann schloß Lucien in seine Arme, er verlangte noch mehr von ihr. Lucie schrie auf. Denis stürzte ins Zimmer, und ein Schlag schmetterte den Unverschämten zu Boden. Der Patriot sprang wüthend auf, er rannte aus dem Hause, nach einer Stunde kam er mit seiner Rotte zurück, das Haus wurde niedergerissen, geplündert; und das unglückliche Paar ins Gefängniß geschleppt. Die Patrioten hatten sie verdächtig gemacht. Denis tobte wie er weggeführt wurde, er

kämpfte wie ein Rasender, umsonst, er mußte der Gewalt nachgeben.

Denis erfuhr bald das Schrecklichste. Sein Vermögen war eingezogen, das Todesurtheil über ihn und Lucien ausgesprochen. Er wurde todtenblaß bei der Nachricht, Lucie schien ruhiger, sie sprach nicht, ein dumpfes Starren war ihr Leben. Der schreckliche Tag kam. Denis Schmerz war in stille Wuth verwandelt, er schien dem Schicksal zu trotzen. So bestieg er das fürchterliche Gerüst. Lucie folgte ihm jammernd. „Sieh, sieh!" rief sie dem unglücklichen Denis zu. Er sah hin, da stand Sander, der betrogene Freund, der gekränkte Gatte. „Rache! Rache!" schrie Denis, und warf sich blutend in den Arm des Todes. „Rache! Rache!" schrie Lucie wie eine Wahnsinnige, und stürzte ihm nach, ein Schlag machte ihrem Leben ein Ende.

Es war Sander selbst, dessen Geist die Unglücklichen zu sehen glaubten. Ein Zufall hatte ihn zu dem schrecklichen Ort geführt, das

Gedränge ihn der Todesbühne nahe gebracht. Er sah die Unglücklichen, aber Verzweifelung hatte sie entstellt, er kannte sie nicht. Jetzt fragte er, er sank nieder. Es war seine Lucie, sein Freund. Er fuhr auf und verließ mit Abscheu den Schauplatz des Schreckens. Er kam nach Deutschland mit zerrissenem Herzen. Sein Haß gegen die Menschen war verschwunden. Er fühlte Mitleid mit dem Verbrecher, er suchte das Gute an ihm auf, um ihn zu lieben. Er suchte sich ganz mit Lucien und Denis zu versöhnen, und ihre Gemählde die er bei sich trug, brachten diesen Vorsatz zur Ausführung. Er betrachtete sie schmerzlich, aber ohne Bitterkeit. So kam er nach Frankfurth, wo sein edles Beispiel auf Baron Bildau so sehr wirkte. Nach einigen Jahren begegnete ihm Wallerstein zu Cassel, sie erkannten sich, Eduard dankte ihm mit Thränen sein Glück. Sander staunte, und erfuhr den Zusammenhang. Gerührt dadurch, erzählte er die Geschichte seines Unglücks. Eduard wollte ihn bereden in seine Nachbarschaft zu ziehen. Sander lehnte dies ab. „Die Ruhe flieht mich,“

sagte er schmerzlich, ich finde sie hier nicht wieder. Er ging, der edle Unglückliche, ob er noch lebt? — Sein Schmerz, sein Unglück war so groß, er war von allen verlassen, und doch liebte er alle, selbst den Mörder seines Glücks, den Stöhrer seiner Ruhe. Wie groß muß sein Lohn seyn! —

Staatl. Bibliothek
Regensburg

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Engel, Lucian

Gemählde des menschlichen Herzens in Rücksicht auf Moralität und Menschenkunde

Bd.: 1

Berlin (1801)

Regensburg, Staatliche Bibliothek -- 999/Germ.82
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11090031-7